

Objekttyp: **Subvolume**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses**

Band (Jahr): **3 (1876-1879)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANZEIGER

FÜR

SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES

ZÜRICH.



ZWÖLFTER JAHRGANG.

1879.



ZÜRICH.

Druck und Kommissions-Verlag von J. Herzog.

1879.

Inhalts-Verzeichniss

vom Jahrgang 1879.

I. Vorgeschichtliches, Pfahlbauten, Steindenkmäler, Erdwerke, Keltisches, Etruskisches.

	Seite
Etruskische Streitwagen aus Bronze in den Pfahlbauten, von Dr. F. Keller	887
Vorhistorische Funde aus dem Aargau, von B. Räder	891, 907, 920
Antiquarische Funde, von F. Bürki	892
Croissant en terre cuite, par le Dr. A. Quiquerez	893
La pierre à écuelles des Prises, par F. Imer	903
Schalenstein bei Ilanz, von Joh. Gartmann	904
Les ténévières artificielles des cités lacustres, par le Prof. Dr. F. A. Forel	905
Un étrier en bronze, par le Dr. V. Gross	909
Grabhügel im Oberholz bei Kallnach (Kanton Bern), von Edm. von Fellenberg	910
Lettre à M. le Professeur Forel, par E. Desor	943
Ein Thongefäss aus dem Pfahlbau Mörigen, von Dr. V. Gross	945

II. Römisches.

Antiquités trouvées à Avenches, par A. Caspari	893
Römische Alterthümer bei Stein a. Rh., von Dr. F. Keller	894
Münzfund im Rennweg in Zürich, von Obigem	920

III. Mittelalterliches, Neueres.

Antiquités burgondes, par le Dr. A. Quiquerez	895
Ein neuentdecktes Wandgemälde im Kloster zu Stein a. Rh., von Prof. F. Vetter	896
Das Beinhaus bei St. Theodor in Basel, von Dr. Alb. Burekhardt	898
Zur Biographie des Werkmeisters Stephan Bützenstorfer, von Dr. Theodor v. Liebenau	899
Zur Baugeschichte der St. Oswaldkirche in Zug, von Obigem	900
Fresken in der Kirche von Valeria zu Sitten, von Raph. Ritz	914
Ordnung für die Schneider in Luzern vom Jahre 1487, von Dr. Theodor v. Liebenau	915
Kupferstecher Martin Martini, von Obigem	915, 932
Ein Grabfund in Nidwalden, von P. Martin Niederberger	922
Zur Baugeschichte des Basler Münsters	923
Das Kreuz von Engelberg, von Prof. J. Rahn	929
Façadenmalerei in der Schweiz (Fortsetzung), von Prof. F. S. Vögelin	931, 955
Der Glasmaler-Monogrammist A. H. II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts, von Dr. H. Meyer-Zeller	935
Cimetière burgonde à Bassecourrt, par le Dr. A. Quiquerez	946
Das älteste Stadtsiegel von Basel, von Dr. R. Wackernagel	949
Zwei Grabmäler aus dem Fraumünster in Zürich, von Prof. R. Rahn	951
Petite Cloche à la Tour de Peilz, par le Prof. H. O. Wirz	953
Die Saluxer Tafel, von Archivar Chr. Kind	955
Miscellen	938, 957
Kleinere Nachrichten	901, 916, 940, 959
Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur, die Schweiz betreffend	902, 918, 942, 962

ANZEIGER

FÜR

SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 1.

ZÜRICH.

Januar 1879.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 50 Cts. — Man abonnirt bei den Postbureaux und allen Buchhandlungen sowie auch direkt bei der Verlagsbuchhandlung von **J. Herzog** in Zürich.

Inhalt: 348. Etruskische Streitwagen aus Bronze in den Pfahlbauten, von Dr. F. Keller. S. 887. — 349. Vorhistorische Funde aus dem Aargau, von B. Räber. S. 891. — 350. Antiquarische Funde, von F. Bürki. S. 892. — 351. Croissant en terre cuite, par le Dr. A. Quiquerez. S. 893. — 352. Antiquités trouvées à Avenches, par A. Caspari. S. 893. — 353. Römische Alterthümer bei Stein am Rhein (Ktn. Schaffhausen), von Dr. F. Keller. S. 894. — 354. Antiquités burgondes, par le Dr. A. Quiquerez. S. 895. — 355. Ein neu entdecktes Wandgemälde im Kloster zu Stein a. Rh., von Prof. F. Vetter. S. 896. — 356. Das Beinhaus bei S. Theodor in Basel, von Dr. A. Burckhardt. S. 898. — 357. Zur Biographie des Werkmeisters Stephan Rützenstorfer, von Dr. Th. von Liebenau. S. 899. — 358. Zur Baugeschichte der St. Oswalds-Kirche in Zug, von Obigem. S. 900. — Kleinere Nachrichten. S. 901. — Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur, die Schweiz betreffend. S. 902.

348.

Etruskische Streitwagen aus Bronze in den Pfahlbauten.

Trotz der eifrigen Nachforschungen in den Trümmern der Pfahlbauten sind bis zum Jahre 1862 keine sicheren Spuren vom Pferd gefunden und nur wenige Geräthe entdeckt worden, die auf das Fahr- und Reitwesen bezogen werden konnten. In dem benannten Jahre aber erhielt Oberst Schwab aus dem Pfahlbau von Cortailod im Neuenburgersee ein aus Bronze gegossenes Rad (Siehe Taf. XXI, Fig. 1), ein Fund, welcher die Alterthumsforscher um so mehr befremdete, als man sich den Gebrauch desselben auf den Pfahlbauten nicht erklären konnte. In meinem V. Berichte über Pfahlbauten (Pag. 173 und Taf. XIV, Fig. 7 und 8) theilte ich zwar eine Beschreibung und genaue Abbildung dieses Gegenstandes mit und bezeichnete ihn als eines der merkwürdigsten, bisher zum Vorschein gekommenen Fundstücke, allein er fand keine weitere Beachtung und die vielen runden, zum Theil schön verzierten, in verschiedener Grösse aus Bronze gegossenen Scheiben, die jetzt mit Sicherheit als Pferdeschmuck (Phaleren) gedeutet werden können, wurden als Schildbuckeln oder persönlicher Schmuck angesehen. Endlich aber erschienen Gebisse (Trensen¹) und zwar in Mehrzahl, und es konnte kein Zweifel mehr gegen die Existenz kleiner zahmer Pferde und die Benutzung derselben von den Pfahlbaubewohnern erhoben werden (Siehe Taf. XXI, Fig. 2; ferner Anzeiger S. 358 und Pfahlbaubericht VII, Taf. XV).

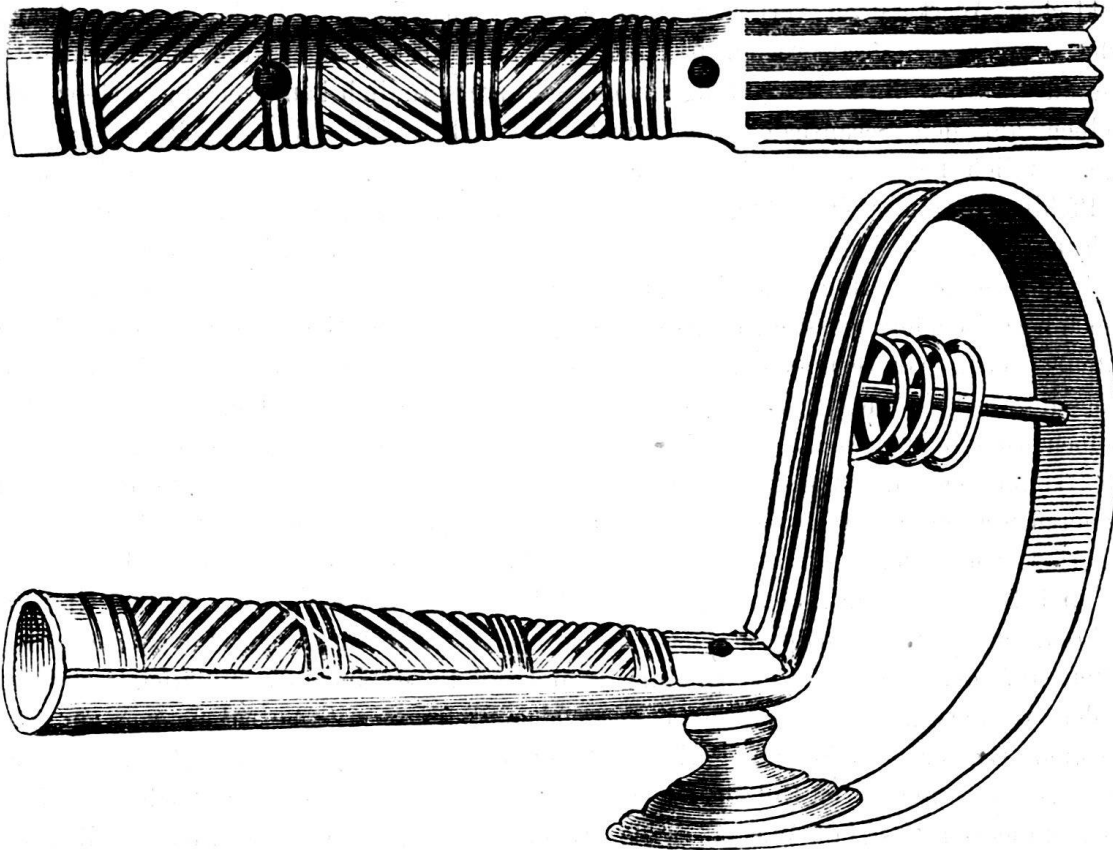
Einige Jahre später, nämlich 1866, kam in den Pfahlbautrümmern zu Chevroux, im Neuenburgersee, ein ganz räthselhafter Gegenstand aus Bronze zum Vorschein (Siehe

¹) Im Laufe dieses Jahres sind zwei Gebisse von Bronze im Neuenburgersee in einer an Bronzegeräthen ungemein reichen Station gefunden worden.

Taf. XXI, Fig. 3 und 4; ferner Anzeiger S. 572 und Pfahlbaubericht VII, Taf. XV, Fig. 7); und ein ganz ähnliches Geräthe wurde im Jahr 1875 im Pfahlbau von Estavayer, nicht fern von dem Fundorte des ebengenannten gefunden und in unserem »Antiquarischen Anzeiger« im Januar 1875, S. 572, in Abbildung und Beschreibung veröffentlicht. Um wo möglich der Bestimmung dieses Geräthes auf die Spur zu kommen, wurden sowohl Abbildungen desselben als Abgüsse in Gyps gefertigt, an die Conservatoren der öffentlichen Alterthumssammlungen und ferner an eine Menge Alterthumsfreunde des In- und Auslandes vertheilt, mit der Bitte um Aufschluss über den wunderlichen Gegenstand. Die Ansichten waren sehr mannigfaltig und mitunter widersprechend. Bald wurde das Ding für ein musikalisches Instrument, bald für einen an einem Stock getragenen Kommandostab, bald für eine Art Sistrum erklärt u. s. w., aber keine Erklärung als befriedigend angesehen.

In neuester Zeit ist nun zu den auf Wagen bezüglichen Gegenständen ein neuer hinzugetreten, der, wie mir scheint, in Verbindung mit dem Rade, den Phaleren, den Gebissen etc. und dem für ein Sistrum ausgegebenen Bronzegeräthe (»Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde«, Art. 228, und Pfahlbaubericht VII, Taf. 15, Fig. 7) das Bild eines mit Pferden bespannten Wagens vervollständigt.¹⁾ Dieser merkwürdige Gegenstand (Taf. XXI, Fig. 5) besteht in gebogenen und geraden Röhren, jene von 27, diese von 16 Centim. Länge und beide von 12 Millim. Dicke, die auf der einen Seite mit kreuz und quer liegenden, gefurchten Linien verziert und mit quer durchgehenden Löchern versehen, auf der untern Seite etwas abgeplattet sind. Ohne allen Zweifel haben diese Röhren die Bestimmung gehabt, als Garnitur oder Beschläge auf die Kante eines Brettes festgenagelt zu werden, weshalb sie durchbohrt sind. Das Brett, auf dem die Röhren angebracht waren, ist, wie ich glaube, nichts Anderes als der obere Rand des Wagenkastens und das ebengenannte Sistrum gibt sich als Handgriff zum Aufsteigen auf den Wagen deutlich zu erkennen. Dieser Gegenstand, dessen Abbildung wir hier wiederholen, wird von Prof. Grangier im Anzeiger, Art. 228, in folgender Weise beschrieben: »Qu'on se figure un tube horizontale de 12 cm. de longueur sur 2 de diamètre. Ce tube, orné, sauf à la partie inférieure, de stries verticales entremêlées de stries obliques, se trouve rétréci d'environ un tiers à l'extrémité postérieure, où il est surmonté d'une sorte de bassinnet en forme d'entonnoir strié ou cannelé intérieurement et extérieurement, percé d'un trou qui, traversant en même temps le fond du tube communique avec son ouverture. Un autre trou de même grandeur traverse verticalement le tube à 4 cm. de l'orifice.« Um die Art und Weise zu veranschaulichen, wie dieser Handgriff angebracht war, verweisen wir auf die Zeichnung (Taf. XXI, Fig. 6). Die Streitwagen, wie wir sie auf den Zeichnungen der griechischen und etruskischen Vasen, auf Reliefs und Malereien erblicken, bestehen in einem niedrigen und engen, hinten offenen, auf dem Wagengestell ruhenden Kasten, der von Holz gefertigt und dessen oberer Rand mit einem Beschläge von ehernen Stäben oder Röhren umgeben war und zwar so, das diese Einfassung sich über den Rand des Kastens rückwärts herausbog, damit man sich beim Ein- und Aussteigen an demselben wie an einem Reife halten konnte. Verglichen mit den auf Vasen sichtbaren Handhaben, ist zwar die unserige sehr klein, entspricht aber vollständig ihrem Zwecke. Der konische, ebenfalls hohle Untersatz des Geräthes

¹⁾ Ueber die Pferderennen der Tusker siehe O. Müller: „Die Etrusker“, neu bearbeitet von Deecke, S. 221 und 222. Ueber Bronzewagen siehe Lindenschmit, Bd. III. 4, und Genthe: „Etruskischer Tauschhandel“, S. 58.



(Taf. XXI, Fig. 3) sitzt auf einem Ausschnitte an der hintern Ecke des Kastens und ist vermittelst Nägeln festgemacht, wovon einer durch den Untersatz drang, der die Dicke des Brettes, worauf er steht, bezeichnet. Der Steg mit den drei Ringen in der Handhabe hat keine andere als eine ornamentale Bedeutung, wie denn Ringe aller Art und namentlich solche, welche, die Stelle der jetzigen Schellen vertretend, durch ihr Aneinanderschlagen ein Geklingel verursachen, einen Hauptbestandtheil der Bronzgeräth in den Pfahlbauten bilden. Das Bronzerad ist ein Muster eines sehr vollkommenen Hohlgesetzes. Das Mittelstück desselben besteht aus einer hohlen Kugel, von welcher die vier ebenfalls hohlen Speichen ausgehen; die Speichen verjüngen sich konisch nach der Felge hin und haben an der innern und äussern Seite des Rades eine gratartige Verstärkung. Der Ansatz der Speichen, sowohl an der Nabe als an der Felge, ist durch eine dreifache, ringartige Gliederung bezeichnet. Der Radring ist gleichsam wie aus einem zusammengefalteten Reifen gebildet, an dessen Rücken sich die Speichen ansetzen und zwischen dessen beide Backen ein hölzerner Felgenkranz eingefügt und seitlich durch Nägel befestigt werden konnte. Aus der Nabe tritt auf der einen Seite eine zwei Zoll im Lichten haltende Büchse drei Zoll weit vor. Dieselbe ist an ihrem äusseren Rande und nicht weit von der Nabe durch einen Wulst verziert. Zwischen den beiden Wulsten kehren dieselben ringartigen Gliederungen wieder, die sich an den Speichenenden finden und als Verzierung auf der Kugel umlaufen. Das ganze Rad ist aus Einem Stücke gegossen. (Siehe die Zeichnung des Ganzen Taf. XX, Fig. 6 und vergleiche Ginzrot, Bd. 11, Taf. XXIX und die Vasenbilder von Hamilton, Gerhard etc.)

Soviel über die Bestandtheile von Wagen, welche nebst dem ungemein reichen Pferdeschmuck (Siehe Pfahlbaubericht VII, Taf. XV und XVI) in unbekanntem

etruskischen Werkstätten gefertigt und als Tauschartikel über die Alpen gebracht wurden. Schwer zu beantworten ist die Frage, wo diese Wagen, die auf Pfahlbauten aufbewahrt wurden, ihre Verwendung fanden. Selbstverständlich kann von einem Gebrauche derselben auf den Seeansiedelungen nicht die Rede sein und man fragt sich, ob Wege, nämlich Fahrwege auf dem Lande vorhanden waren. Fassen wir die Lebensweise der Pfahlbaubewohner in's Auge, so überzeugen wir uns, dass sie bezüglich der Errichtung ihrer Wohnungen und der ganzen Art ihrer Thätigkeit, keine schweren Lasten zu bewegen hatten und dass sie die Zufuhr Alles dessen, was sie für ihr Fortkommen herbeischaffen mussten, theils durch körperliche Kraft, theils auf Booten bewältigen konnten. Wenn wir vermuthen, dass längs der Seeufer Fusspfade wirklich existirten, welche die verschiedenen Dörfer mit einander verbanden und einen Landverkehr zwischen denselben ermöglichten, so ist dennoch die Voraussetzung eines für Fuhrwerke zugerichteten Weges kaum denkbar. Man kann zwar annehmen, dass die Pfahlbauleute nicht einen besonderen Stamm bildeten, sondern einer über das ganze Land verbreiteten Bevölkerung angehörten, von welcher die auf den Feldern häufig vorkommenden Geräthschaften aus Stein und Bronze, die mit denjenigen aus Pfahlbauten gewonnenen völlig übereinstimmen, herrühren, und weiter behaupten, dass die grösseren Pfahlbauniederlassungen mit Ortschaften auf dem Lande in Verbindung standen. Es ist indessen auffallend, dass an den, den Wasserwohnstätten gegenüber liegenden Stellen, mit Ausnahme von ein paar entdeckten Gräbern, nicht die geringste Spur von menschlicher Thätigkeit, die sich durch das Vorkommen von Kohlenstätten und einer Masse von Scherben leicht verrathen würde, entdecken lässt.¹⁾ Was aber die Annahme von gezähmten Pferden als Zugvieh ausschliesst, ist der Umstand, dass Ueberreste dieser Thiere nur in äusserst geringer Zahl bisher in den Pfahlbauten gefunden wurden, dass mithin die etruskischen Streitwagen als grosse Seltenheiten und Prachtstücke in den Vorrathskammern der Pfahlbauleute betrachtet werden müssen.

Dr. F. K.

Erklärung der Tafel XXI.

Fig. 1. Rad. Fig. 2. Gebiss. Fig. 3 und 4. Das vorspringende, am Ende des obern Randes um den Wagenkasten herumlaufende und zur *ἄρτις* gehörige Stück des Bronzebeschlages. Fig. a derjenige Theil des hölzernen Wagenkastens, an welchem das ebengenannte Stück festgenagelt ist. Fig. 5. Beschlüge. Fig. 6. Vollständiger Streitwagen. Fig. 7. Kopf einer Statue aus Buntsandstein, gefunden bei Stein a. Rh. Vorder- und Seitenansicht.

¹⁾ Zunächst den bekannten Trümmern von Pfahlbauten bei Robenhausen, an der westlichen Seite des Aabaches, trägt ein Stück Feld, auf welches die Brücke des Pfahlbaues hinlief, den Namen *Heidenäcker*, ein Name, der schon längst zu der Frage Veranlassung gab, ob derselbe vielleicht mit den Pfahlbauten in Verbindung stehe. Da längst bekannt ist, dass die Pfahlbauern Gerste, Weizen und Flachs pflanzten und wahrscheinlich auch ihr Vieh auf dem Festlande weideten, so konnte dieser Name sich auf Pflanzgärten oder auf Viehgehäge, oder auf einen Begräbnissplatz beziehen; allein da sich aus mannigfacher Erfahrung ergab, dass der Ausdruck »Heide« in zusammengesetzten Ortsnamen niemals auf keltische, viel weniger noch auf die vorhistorische Zeit hinweist, sondern nur eine Lokalität bezeichnet, welche den ersten alamannischen Einwanderern gehörte, so blieb dieselbe bis vor Kurzem unbeachtet. Erst seit Entdeckung einer Grabstätte von Pfahlbauten bei Auvernier am Neuenburger-See tauchte wieder die Frage auf, ob nicht auf diesen Heidenäckern sich ebenfalls Spuren eines uralten Begräbnissplatzes finden könnten.

So übernahm denn Herr Jakob Messikommer den Auftrag, das Räthsel, das in der Benennung der Lokalität liegt, zu lösen. Am 8. April 1878 schritt er an's Werk und öffnete mit vier Mann den Boden an sechs Stellen bis auf einen halben Meter Tiefe, 1—1½ Meter Breite und 3—6 Meter Länge. Es zeigte sich sofort, dass der Boden unter der Dammerde noch unberührt war und das war entscheidend. Das Resultat bestand im Auffinden von vier Feuersteinsplittern, die ganz bestimmt ihre Gestalt von Menschenhand erhalten hatten. Weitere Anzeichen von Bearbeitung des Terrains fanden sich nicht vor. Die Frage, warum der Ort diese Benennung hat, ist somit noch nicht entschieden.

Vorhistorische Funde aus dem Aargau.

Diese Zusammenstellung bespricht die in Erfahrung gebrachten, theils in meiner Sammlung sich befindenden und noch nicht beschriebenen, theils in unsern kantonalen oder in ausländischen Museen aufgehobenen Kunstgegenstände der vorhistorischen Periode. Wenn auch der Fund eines einzelnen solchen Werkzeuges durchaus nicht gestattet, die betreffende Stelle als eine vorhistorische zu bezeichnen, so möchte ich dieselbe doch wenigstens erwähnen, denn nicht selten führt ein solcher Fund bei weiterem Nachforschen zu grössern Entdeckungen.

Bei jeder Gelegenheit gedenke ich dieses Verzeichniss zu vervollständigen.

Baden.

In und um Baden entdeckt man nicht selten keltische Alterthümer. Beim Baue des Kurhauses fand man zwei gut erhaltene Steinbeile, die in der Sammlung dieses Etablissements zu sehen sind.

Auf der Lägern, in der sogen. Scharte, kam beim Ausreuten eine Bronze-Axt zum Vorschein, ebenso eine gelblichbraune, wohl erhaltene Pfeilspitze aus Feuerstein.

In der »Bollä« auf dem »Greppenbuck« bei Wettingen grub man mehrere Bronze-Gegenstände, worunter besonders ein guterhaltenes Messer aus. An einer andern Stelle (auf der Altenburgseite) in der Nähe Wettingens förderte man beim Kiesgraben eine gut erhaltene Bronze-Axt zu Tage. Leider sind die meisten dieser Gegenstände nach Deutschland verkauft worden.

Benzenschwil bei Sins.

Vor mehr als zehn Jahren fand man in dieser Ortschaft am Lindenberg im Frei-
amte in einer Kiesgrube, wohl 1,5 M. tief, einen sehr gut erhaltenen, ganz mit Grünspan überzogenen Bronze-Spiess. Er gleicht sehr demjenigen, den man au Pont de la Morge bei Sitten entdeckte, im »Anzeiger«, Jahrg. 1870, pag. 171 beschrieb und Taf. XV, Fig. 3 abbildete. Bei meinem Fundstücke zeigen sich die beiden seitlichen Ansätze hinten etwas mehr abgestutzt und die Spitze verläuft schärfer. In der 2 Cm. im Durchmesser haltenden Röhre sind ebenfalls zwei runde Löcher zum Befestigen des hölzernen Schaftes angebracht. Die Länge des Instrumentes beträgt 19 Cm. und das Gewicht 137 Gramme, woraus man schon auf die gute Ausarbeitung der Waffe schliessen kann.

An der gleichen Stelle kamen weiter keine Fundstücke zum Vorschein, hingegen entdeckte man früher mitten im Dorfe beim Abtragen eines hohen Strassenbordes zahlreiche Skelette, die ich als Knabe noch selbst sah. Ein Augenzeuge theilte mir darüber ungefähr Folgendes mit: Die Schädel und Knochen fand man hinter der Strasse beim Schulhause in einem Acker. Die zu beiden Seiten mit alten Hecken eingefasste Strasse wurde mehrmals tiefer gelegt, um die grosse Steigung zu verringern. Dadurch wurde das nördliche Bord immer höher und endlich die Einfahrt in das Grundstück von der Strasse völlig unmöglich. Nun stockte man die Hecken aus, das nördliche Bord der Strasse nahm man ab und führte die Erde weg. So kam man ziemlich tief in den Boden und endlich beim Wiederanpflanzen auf die zahlreichen Schädel und Knochen hinab. Dieselben fanden sich nicht zusammengedrängt, sondern auf einer Länge von zirka 7 und einer

Breite von zirka 4 M. zerstreut. Weitere Fundstücke, die Anhaltspunkte zur nähern Bestimmung der Skelette hätten geben können, bemerkte man keine. Ueberhaupt wurde der Sache zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, auch die Knochen keiner weitern Prüfung unterzogen; dass sie von Menschen stammen, ist jedoch sicher.

Da die Lanze, ihrer Form und ihrem Aussehen nach zu schliessen, der vorhistorischen Bronze-Periode angehört, so stammen wahrscheinlich auch die in deren Nähe aufgefundenen Schädel und Knochen von Menschen jener Periode her. Es ist desshalb um so mehr zu bedauern, dass der Fund unbeachtet zu Grunde ging.

Baden, im Januar 1879.

BURKHARD RAEBER, Apotheker.

(Schluss in nächster Nummer.)

350.

Antiquarische Funde.

1. In *Melchnau* (bei Langenthal, Kt. Bern) wurde eine goldene gallische Münze, ein sogen. *Regenbogenschüsselchen*, gefunden und für die hiesige Sammlung erworben. Es ist dies das *dritte*, welches wir von dort (Feldimoos bei Melchnau, früher Allmendland) besitzen.

2. In *Biberist* bei Solothurn wurde voriges Jahr in einer Kiesschicht nahe der Emme beim Fundamentiren eines Gebäudes ein schönes *Bronzeschwert* ohne jegliche Parirstange gefunden. Länge 71 cm., grösste Breite etwas über 3 cm. — In meiner Sammlung.

3. Ein ähnliches *Bronzeschwert* wurde diesen Herbst beim Pflügen gefunden zu *Beitenwyl* (bei Rubigen, Thuner Route) zirka zwei Stunden von Bern. Länge 68 cm., Griff oben abgebrochen. Von den Nietnägeln sind noch drei vorhanden. — In meiner Sammlung.

4. Ein hübscher *Bronzedolch* wurde vor einigen Jahren bei *Balsthal*, Kt. Solothurn, im Thalgrunde unten an der Ruine von Falkenstein gefunden. Alle vier Nietnägeln sind noch vorhanden. — In meiner Sammlung.

5. Im *Engi-Wald* (gegen Reichenbach, zirka $\frac{3}{4}$ Stunden von Bern), und auf dem *Engi-Plateau* hat Herr *Berchtold Haller* von hier in römischen, von Herrn Dr. *Jahn* in den 50er Jahren bereits untersuchten Ruinen, neuerdings nachgraben lassen und viele Scherben von römischen Gefässen mit *schönen Verzierungen*, auch einige leider beschädigte Münzen zu Tage gefördert. — Vielleicht wird Herr *E. von Fellenberg* darüber genauer berichten.

6. Dieses Jahr wurde in *Veltheim* bei Winterthur von einem Bauer augenscheinlich eine alte Bronzegussstätte aufgedeckt. Es fanden sich *sechs* schöne *Bronzebeile*, mit Schaftlappen und Ohren, dann *vier Stück* eines runden *Gusskuchens*, zusammen etwa 4 Kilo schwer.

Die Beile sind nicht alle vom gleichen Modell.

7. In *Kienberg*, Kt. Solothurn (nördlichste Ecke gegen das Frickthal zu), wurde diesen Sommer ein Skelett ausgegraben, mit einigen grössern Steinen umgeben, also ein *Grab*, wahrscheinlich aus dem frühesten Mittelalter, denn dabei fand sich ein ziemlich gut erhaltenes *Schwert von Eisen*: ganze Länge 98 cm., Breite der Klinge zirka 6 cm., Griff sehr kurz, 10 cm., zeigt noch Spuren von Holz. — In meiner Sammlung.

Diese Schwertform kommt im achten bis zehnten Jahrhundert vor.

Bern, im Dezember 1878.

FR. BÜRKI.

351.

Croissant en terre cuite.

Déjà dans nos publications sur les habitations préhistoriques de la roche de Courroux, en face du Vorbourg, nous avons signalé des fragments de ces croissants en terre cuite aux quels on attribue diverses destinations. Nous avons peine à croire qu'ils servaient de coussins pour garantir l'échafaudage de la chevelure des hommes de cette époque. Il est plus probable que c'étaient de grossière représentation de la lune, un croissant qu'on pouvait placer sur la porte des habitations, comme on en a trouvé un pareil sur la porte d'un Marabout, en Algérie.

Plusieurs pendeloques en bronze de cette époque reculée ont la forme d'un croissant et ce pouvaient être des amulettes aussi bien que de simples ornements. Le culte des astres remonte à la plus haute antiquité et, dans le Jura, celui du soleil a laissé un grand nombre d'indices, avec des traditions encore très-vivaces.

Dr. A. QUIQUEREZ.

352.

Antiquités trouvées à Avenches.

Lettre à M. le Dr. F. Keller.

Je tiens ma promesse en vous communiquant le résultat de notre dernier exercice qui n'a pas été fructueux, ainsi que je vous en ai à prévenir, par le fait déplorable de la destruction d'un des grands aqueducs des Conches-dessous, par lequel l'eau des Conches supérieures avait un écoulement. Il en résulte que Prilaz, Perruez et la Conchette sont imprégnés d'eau, au point que des fouilles, entreprises à cette saison du moins, sont impossibles.

Nous avons découvert près du Cigognier:

Un petit autel domestique de 23 cm. de hauteur, en calcaire tendre du Jura, orné d'un socle et d'une corniche; à côté une urne lacrymatoire et deux petits godets de lampe portant les traces de la mèche qui éclairait le dieu lare. Ce lieu a fourni également une petite hachette en pierre noirâtre, mais d'une matière si tendre qu'elle ne peut avoir servi comme arme contendante. Elle est cassée à l'emmanchure. Si je vous la signale c'est qu'elle a été trouvée dans une ruine romaine et qu'elle diffère des pièces celtiques de ce genre par sa composition.

Je vous adresse une gemme antique, du genre sardoine, si je ne me trompe, méritant peut-être les honneurs de l'*Anzeiger* car elle est fort belle et très-bien conservée. Son sujet est un faune tenant la flûte de Pan (syringe) d'une main et dans l'autre le bâton des bergers, tandis que sous son bras gauche le satyre a roulé son manteau de peau de bête.

Parmi les poteries nous avons un fond de vase un terre rouge sigillée. Marqué distinctement d'un nom peu romain MARTIN.

Vous recevez en même temps une pièce que vous avez déjà vue, je crois, mais si particulière qu'en l'examinant à nouveau vous la jugerez peut-être digne d'une description plus détaillée. C'est une espèce de statuette que nous avons trouvée aux

Conches-dessus, engagée dans le gravier d'une voie romaine que l'on défonçait. La pièce porte une figure humaine, coiffée d'un long capuchon, ayant au lieu des bras des ailes appliquées sur les côtés, sur la poitrine une grappe de raisin et en guise de jambes une longue tige, orne d'une palme. Ne serait-ce pas un des nombreux dieux de l'antiquité, un génie protecteur des vignes? La palme, les ailes, le raisin n'ont-ils pas un rapport avec ces divinités?

Un grand nombre d'anses d'amphore a été trouvé dans l'ancien emplacement de bains que je vous ai signalé l'an dernier.

J'oubliais de vous parler d'un Titus en argent, dont la frappe rappelle le bas-empire par la grandeur de la pièce, la qualité défectueuse du métal, la couronne radiée au lieu d'être diadémée, la forme des lettres, etc. etc. Quoiqu'il en soit cette pièce est fort belle: mais elle ne peut avoir été frappée sous les Caesares et si je vous en fais mention, c'est parce que c'est la première fois que ce genre de monnaie est découvert dans nos ruines.

Votre bien dévoué

Avenches, le 30 Janvier 1879.

AUG. CASPARI.

353.

Römische Alterthümer bei Stein am Rhein (Ktn. Schaffhausen).

In römischer Zeit führten aus dem nordöstlichen Helvetien mehrere Strassen dem Rheine zu, von denen jedoch, auffallender Weise, nur eine einzige vermittelt einer Brücke über diesen Strom setzte. Eine derselben läuft von der Zollstätte Turicum (Zürich) aus auf Eglisau hin und gibt sich zu erkennen durch mehrere bedeutsame Niederlassungen, wie Kloten, Seeb, Widstud u. s. w., die sie mit einander verbindet. Am jenseitigen Ufer finden sich ebenfalls Spuren römischer Ansiedelung. Im Mittelalter war am linken Ufer der Uebergang, der ohne Zweifel durch eine Fähre vermittelt wurde, durch einen mächtigen Thurm geschützt.

Dass auch zu Rheinau und Schaffhausen Fahren bestanden, ist kaum zu bezweifeln. Römische Wohnungen fanden sich am südlichen Ufer, das nördliche aber zeigt hier keine Spuren baulicher Ueberreste.

Bei Diessenhofen, das jetzt eine Brücke besitzt, sind weder von einer Strasse noch einer Brücke Ueberbleibsel bemerkt worden.

Wichtig dagegen ist die Gegend am Ausflusse des Rheins aus dem untern Bodensee. Hier finden wir gegenwärtig noch die Trümmer einer römischen Brücke in dem Pfahlwerk, welches bei Eschenz, oberhalb des Städtchens Stein den Strom durchkreuzt, ferner die Ueberreste des römischen von Ptolomäus angeführten Vicus Tasgetium, dessen Name und Bedeutung erst in neuester Zeit erkannt wurden. Trotz aller Bemühungen der Alterthumsforscher hat auf der gallischen Seite die Richtung der Strasse, die auf diesen, ohne Zweifel die Grenze zwischen Rätien und Helvetien bildenden Punkt, zuführte, noch nicht gefunden werden können. Mit Sicherheit ist dagegen anzunehmen, dass der auf der Nordseite der Brücke fortsetzende Weg, der westwärts um den Hohenklinger Berg herum biegt und sich bei Hemmishofen nach Norden wendet, als die alte, nach dem Decumatenland führende Römerstrasse zu betrachten ist. Auf der Südseite war der

Uebergang durch ein Kastell (Burg Stein, siehe Mitth. der Antiq. Ges., Bd. XII, S. 274, die röm. Ansiedl. in der Ostschweiz), auf der Nordseite durch einen Brückenkopf gesichert.

Räthselhaft war indessen, dass auf dem rechten Ufer, wo im Mittelalter die Stadt Stein erstand, keine Alterthümer aus römischer Zeit zum Vorschein kamen. Es scheint aber, dass nur Mangel an genauerer Durchsuchung des Bodens Ursache hievon gewesen ist. Denn der jetzige Bewohner des Schlosses Hohenklingen, oberhalb Stein, Herr Schenk, ein eifriger Forscher, meldet uns unter dem 26. August letzten Jahres:

Vor einem halben Jahre habe ich mir am Fusse des Schienerberges ein Grundstück angekauft und daselbst einen Garten angelegt. Beim Rigolen des Bodens hatte ich das Vergnügen, in einer Tiefe von 1—2 Meter römische Alterthümer zu Tage zu fördern. Diese bestehen in römischen Münzen, in bronzenen Ringen, eisernen Pfeilspitzen und Haken, Bruchstücken von Glasgefässen, einer Anzahl Scherben vom gemeinen bis zum feinsten Tafelgeschirr. An dieser Stelle bin ich zwar auf keine baulichen Ueberreste gestossen, allein, wenige Schritte von dieser Fundstelle wurde vor einigen Jahren Mauerwerk aufgedeckt, das unzweifelhaft aus römischer Zeit her stammt. Der merkwürdigste Fund aber ist ein in Buntsandstein gehauener Kopf in Lebensgrösse von ächt antikem Charakter und gutem Styl. (Siehe Taf. XXI, Fig. 7.) Ohne Zweifel ist es das Bild einer Gottheit, aber welcher, und ob einer männlichen oder weiblichen, ist schwer zu entscheiden. Das Haar ist lockig, das Hinterhaupt mit einem in einen Zipfel ausgehenden Kopftuch bekleidet. Am Boden des Halses ist ein Loch zur Aufnahme eines Dornes angebracht, was zu der Annahme berechtigt, es sei möglich, dass die ganze Statue in der Gegend vorhanden gewesen. Dieser Kopf wurde im Walde am Abhange von Hohenklingen in einer Schlucht, durch welche die Fahrstrasse nach der Burg führt, in halber Höhe des Berges gefunden.

Dr. F. K.

354.

Antiquités burgondes.

L'Indicateur de 1877 a déjà publié de mes notices sur des sépultures découvertes à Bassecourt, dans la vallée de Delémont. Les recherches en ce lieu ont continué et elles ont mis au jour un assez grand nombre d'objets intéressants appartenant à la période barbare, et que je regarde comme provenant des Burgondes plutôt que de quelques tribus allemaniques ou franques. Les nombreux débris de cette époque trouvés dans plus de 20 ruines romaines du Jura Bernois indiquent une population sédentaire, établie dans des ruines romaines et nullement en passage, ou des guerriers qui auraient périés dans des combats. Ce qui repousse cette dernière supposition ce sont les femmes et les enfants enterrés avec les hommes et les ornements précieux qu'on retrouve dans leurs tombes. Tels sont des disques en bronze, recouverts de minces plaques d'or, ornés de pierres et de morceaux de verre. Ce pouvait être des plaques de cinturons larges de 35 mm., comme l'indiquent des tenons destinés à les fixer sur le cuir. Ces disques sont tous à peu près de même grandeur, mais le nombre et la forme des pierres varie comme l'ornementation consistant principalement en petit ronds ou anneaux. Ils ont dû appartenir à des femmes, parce qu'avec les disques on a recueilli des agrafes et des boucles d'oreilles d'or, des colliers formés de grains d'ambre, de terre bien émaillée, et aussi de terre de couleurs ternes.

Parmi les nombreux objets de fer, il y en a plusieurs qui ressemblent à d'anciens briquets, mais nous pensons qu'ils servaient à donner plus ou moins de longueur à la courroie du ceinturon, ce que ne pouvaient faire les grandes plaques ou agrafes qui les accompagnent.

D'autres objets non moins nombreux sont des espèces de pendeloques grossièrement faits et dont nous ne devinons pas l'usage. Il s'en est trouvé un pareil dans les débris du camp romain du Mont-terrible, où il n'y a rien de l'époque barbare. Nous avons remarqué que les crânes de Bassecourt avaient en général de belles dents et nous avons observé le même fait. près delà, à Courfaivre dans un amas d'ossements d'hommes et de femmes de la même époque. Le cimetière de Bassecourt est un des plus riches qu'on ait encore découvert en Suisse.

Dr. A. QUIQUEREZ.

355.

Ein neu entdecktes Wandgemälde im Kloster zu Stein a. Rh.

Im Kloster *St. Georg* zu *Stein a. Rh.*, das durch seinen Saal mit kunstreicher Schnitzerei und höchst interessanten Renaissance-Malereien von 1515 und 16 bekannt ist, hat sich kürzlich hinter einem von den zürcherischen Amtleuten angebrachten Wand-schrank ein Gemälde vom Jahre 1509 gefunden, das sowohl als wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte von Stein und unsern Gegenden überhaupt, wie als Beleg für die allgemeine Bekanntheit einer gewissen Anekdotenlitteratur am Ausgange des Mittelalters einige Beachtung verdient.

In einem zum Theil getäfelten, zum Theil von Fachwerkwänden umgebenen Vorraum eines Gemaches, das sich der letzte wirkliche Abt des Klosters, *David von Winkelshelm* (1499—1525), wahrscheinlich als Privatzelle, anlegen liess, ist auf die eine Riegelwand in einer Breite von etwa 10 und einer Höhe von etwa 6' innerhalb einer nur wenig stilisierten Umrahmung eine Szene gemalt, welche in Stil und Ausführung sofort an die Malereien im Saal erinnert, durch die Jahrzahl aber als 6—7 Jahre älter bezeichnet wird. Hier wie dort sind die Figuren grau in grau ausgeführt; Tracht und Faltenwurf sind dieselben; hingegen fehlt hier die Vergoldung der Schmucksachen, der Haare u. s. w., überhaupt jede Spur bunter Behandlung; die Buchstaben der Legenden sind noch gothisch; die Verzierungen unter dem Bilde sind, wie diejenigen der Fensterwand, noch denjenigen der Spätgothik ähnlich. So bezeichnet das Gemälde einen in mehrfacher Beziehung lehrreichen Uebergang von einer Kunst zur andern — vielleicht eines und desselben Künstlers. Zwischen diesem und den Bildern von 1516 läge dann vielleicht ein Aufenthalt desselben in Italien, wovon sich wenigstens die Spuren in den Gemälden des Saales überall zeigen. Jedenfalls dürfte dieses Bild eines der frühesten Denkmäler der Renaissance in unsern Gegenden sein, wo Holbein erst 1516 in Luzern, 1519 im Basler Rathhaus auftritt; ein willkommener Beitrag zu dem »werthvollen Gesamtdenkmal der Renaissance«, welches Stein (nach Lübke) in seinen Häuser-Façaden und Klostermalereien besitzt, wenn schon die Ausführung auch hier auf die Hand eines geringen Lokalkünstlers hindeutet.

Der Gegenstand ist ein ganz der Renaissance gemässer: genueharte Darstellung einer Anekdote. Es ist die Erzählung aus dem apokryphen (griechisch geschriebenen)

3. Buche Esra, Kap. 4 und 5, welche dann auch in Flavius Josephus' Antiquitates (11,4), und im Mittelalter, sehr verkürzt, in die Gesta Romanorum (258, app. 62; vgl. Moral zu 187) übergieng. Später ist sie angeführt in Luther's Tischreden 533^b und Kirchhoff's Wendunmuth 2, 3, ausführlich erzählt ebenda 7, 6—9; ferner bei Schuppius, Abrah. a St^a Clara u. s. w. In der Quelle, aus der unsere Darstellung wahrscheinlich unmittelbar schöpfte (Esra 3, z. B. in der Froschauer'schen Bibel von 1564, S. 212^b ff.), wird erzählt:

König *Darius* legte sich nach einem grossen Gelage zur Ruhe, konnte aber nicht gut schlafen. Drei Jünglinge, seine Leibwächter, beschlossen, ihm weise Vorträge zu halten, um sich reiche Geschenke zu erwerben. Sie schrieben vorerst ihre Sprüche auf und legten sie unter das Kopfkissen des Königs. Der Erste schrieb: *Forte est vinum*; der Andere: *Fortior est rex*; der Dritte: *Fortiores sunt mulieres*; *super omnia autem vincit veritas*. Nachdem der König erwacht, gaben sie ihm die Sprüche zu lesen; er berief eine Versammlung und liess jeden der Jünglinge seinen Spruch auslegen. Sie priesen, einer nach dem andern, den Wein, den König, die Frauen; und der Dritte, Zorobabel mit Namen, sprach in so freier Weise von des Königs Buhlerin, von der dieser sich Alles gefallen lasse, dass die Anwesenden erstaunten. Aber über die Macht der Frauen erhob er die Kraft der Wahrheit und des Gottes der Wahrheit, so dass Alle ihm zustimmend ausriefen: *Magna est veritas, et praevalet!* Zorobabel, vom Könige aufgefordert, sich eine Gnade zu erbitten, erinnerte ihn an sein Versprechen, Jerusalem wieder aufzubauen, und die heiligen Gefässe, welche Cyrus entwendet, zurückzugeben. Darius aber sprang auf, küsste den Weisen und gewährte seine Bitte.

Diese früh als apokryph bezeichnete Geschichte, welche nur eine Doublette zu Nehem. 2, und eine ziemlich pedantische Verherrlichung der jüdischen Weisheit ist, wurde dem christlichen Mittelalter typisch als tiefsinnige Verherrlichung der Wahrheit als des stärksten unter den »vier stärksten Dingen«, welche die Welt bewegen. In den Gestis Romanorum, wo die »Wahrheit« fehlt und nur in dem Beisatz »*verum omnes dixerunt*« erscheint, werden sie in geistlichem Sinne ausgedeutet: Der Wein sei der heilige Geist, der die Apostel so trunken gemacht, dass sie die ganze Welt besiegt hätten; »*mulier*« bedeute die heilige Jungfrau, von welcher Christus das Fleisch angenommen, in dem er gelitten; der König sei das fromme Gebet, das, wie der König in seinem Reiche, Alles thue, was es begehre; endlich: *veritas in fine, i. e. Deus omnia possidebit, quidquid ei placet*.

In diesem allegorischen Sinne wahrscheinlich hat Abt David das Bild im Jahr 1509 malen lassen. Wir sehen darauf in einem Gemache, dessen Hintergrund eine hübsch gemusterte Tapete bildet, den König Darius am Boden liegen; zwischen den Kissen unter seinem Haupte liegen drei Zettel, auf welchen in Kursivschrift dieselben Sprüche, wenigstens ihre Anfänge zu lesen sind, die auch die drei um ihn her stehenden Jünglinge auf ihren Spruchbändern (in gothischen Buchstaben geschrieben) emporhalten: 1) *Forte est vinum*, 2) *forcior est regs (so!)*, 3) *forciores sunt mulieres*; *mangna est veritas et precellit*. Die Drei sind in Haltung und Gewandung verschieden charakterisiert, durchweg schöne jugendliche Gestalten in der malerischen Tracht der Zeit und mit langem modisch verschnittenem Haupthaar; die Arme stellenweise verzeichnet. Die Würde des Königs ist durch die Krone, sowie durch eine Halskette angedeutet.

Prof. Dr. F. VETTER.

Das Beinhaus bei St. Theodor in Basel.

Wenn im Inneren unserer Städte Neubauten ausgeführt oder auch nur bauliche Veränderungen getroffen werden, so geschieht dies in der Regel auf Kosten und zu grossem Nachtheile der noch vorhandenen mittelalterlichen Architekturen; da werden die schönsten Befestigungswerke, die originellsten Häuser mit einer Rücksichtslosigkeit demolirt, als ob sie gerade desswegen, weil sie einen künstlerischen Werth besitzen, den Untergang verdienten. Anders ist es bei Anlass des Brückenbaues und der damit verbundenen Correctionen dieses Jahr in Basel ergangen.

Auf dem St. Theodorskirchplatz in der kleinen Stadt steht eine Kapelle; unbeachtet fristete sie ihr Dasein, seitdem sie nicht mehr als Begräbnissplatz einiger Familien benützt wurde. Ihre Tage schienen gezählt zu sein, als auch die Umgebung der Theodorskirche im Zusammenhang mit der oberen Brücke bedeutenden Veränderungen unterworfen wurde. Dem eifrigen Bemühen von Herrn Professor Rahn in Zürich und dem bereitwilligen Entgegenkommen des Herrn Regierungsrath Falkner in Basel haben wir es zu verdanken, dass dieses hübsche Denkmal spätgothischer Baukunst uns erhalten bleibt und bald in verjüngter Gestalt wieder zu Ehren gezogen wird.

Ueber die Geschichte dieser Kapelle habe ich Folgendes in Erfahrung bringen können. Schon im fünfzehnten Jahrhundert erwähnt das Jahrzeitbuch von St. Theodor eines Beinhauses auf dem dortigen Kirchhofe, zu welchem am Mauritiustage die Gläubigen der Gemeinde eine Procession zu veranstalten pflegten. Am 6. Juni 1514 sodann weihte der bischöflich baselische Generalvikar Telamonius im Auftrage des Konstanzer Bischofs Hugo von Hohenlandenbergr unter Anwesenheit vieler Kleriker und Laien das neue Beinhaus auf dem Kirchhofe zu St. Theodor »novum ossarium cum duobus altaribus in cimiterio parochialis ecclesiae Sti. Theodori«. (Urk. Basler Staatsarchiv St. Theodor 78.) Aus diesem Dokumente erfahren wir auch, dass der eine bei der kleineren Thüre stehende Altar allen Heiligen, insonderheit dem Mauritius, Fridolin, Germanus, Viatrius, Rochus, Onufrius, Oswaldus, der heiligen Apollonia und Dorothea gewidmet war, während der andere zu Ehren aller Seelen, sowie dem Apollinaris, Vitus, Modestus, dem Bischof Konrad von Konstanz, dem h. Erasmus, sowie der Agatha und Agnes consecrirt wurde. Unzweifelhaft ist die soeben beschriebene Kapelle identisch mit der unsrigen, da sich in erster Linie keine andere mehr vorfindet, und auch die in der Urkunde angeführte Jahreszahl 1514 in Kapitalen an dem mittleren Halbfeiler der Altarwand eingehauen ist.

Nach der Reformation wurde das verlassene Beinhaus als Begräbnisstätte benützt. Mehrere Epitaphien, welche hauptsächlich den Familien Wenk, Heusler, Pack u. a. m. angehören, sind noch in derselben vorhanden. Die letzte Beisetzung fand in den Fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts statt. Seither schien dieser kleine, zierliche Bau verschollen zu sein. Zum Magazine für Bau- und Malergeräthe degradirt, haben wir denselben erst unlängst kennen gelernt.

Das Aeussere freilich ist auch nicht dazu angethan, den Vorübergehenden zur Besichtigung dieser Kapelle einzuladen. Sie erscheint als ein Rohbau mit kahlen Mauern, davon nur zwei, die schmale (nördliche) Eingangsfront und die östliche Langwand mit zweitheiligen Maasswerfenstern versehen sind. An der letzteren befand sich ein zweiter, nachmals vermauerter Eingang. Um so überraschender wirkt der Anblick des Innern.

Der Grundriss bildet ein Rechteck von M. 13,50 zu 5,96 Länge und Breite im Lichten. Drei achteckige, M. 3,26 hohe Pfeiler theilen den Raum in zwei gleich breite Schiffe, deren Gewölbe eine Scheitelhöhe von M. 5,40 erreichen. Den schmalen Abschluss im Süden bildet die alte Stadtmauer. Eine Auszeichnung des Chores in der Grundrissanlage war deshalb ausgeschlossen. Man beschränkte sich darauf, dieselbe durch reichere Deckenformen zu geben, indem man die beiden, der Altarwand zunächst befindlichen Joche mit zierlichen Sterngewölben versah, während die übrigen sechs mit einfachen Zwillingsgewölben (Kreuzgewölben ohne Quergurten) bedeckt wurden. Die unmittelbar aus den Pfeilern und Wandvorlagen herauswachsenden Rippen zeigen das gewöhnliche einfach gekahlte Profil. Die Stützen ruhen auf viereckigen Sockeln, aus denen sich vermittelt einfacher Aufschrägung der Uebergang in's Achteck der Schäfte vollzieht. Dieselbe Bildung haben die aus den Ecken und Wänden vorspringenden Viertels- und Halb Pfeiler. Im Scheitel der Gewölbe, wo die Rippen sich kreuzen, ist die alte Bemalung mit Gold, Roth und Blau erhalten geblieben. Mit Schlusssteinen sind nur die beiden Sterngewölbe versehen. Der Eine zeigt auf Blau einen goldenen sechseckigen Stern, der Andere einen Christuskopf, wieder auf blauem Grunde mit drei blumenförmigen Goldstrahlen, die kreuzförmig aus den schwarzen Haaren herauswachsen. Die Fenster haben halbrunde Theilbögen und schlichte, zum Theil aus Fischblasen gebildete Maasswerke. Die westliche Langseite, sowie die Altarwand sind undurchbrochen. An der Letzteren sieht man Spuren schlimm heruntergekommener Malereien und sind noch, wie an den übrigen Wänden, die aufgemalten Consecrationskreuze zu erkennen.

Der Eindruck des Ganzen mit seinen eleganten Verhältnissen, den leicht aus den Pfeilern emporwachsenden Rippen, den Epitaphien an Wänden und polychromen Zierden der Gewölbe, ist ein durchaus gefälliger und wohlthuender. Mit wenigen Mitteln ist hier ein Raum geschaffen, der auf würdige Wiederherstellung ein um so grösseres Anrecht erhebt, als er durch seine originelle zweischiffige Anlage eine in der Schweiz durch äusserst wenige Beispiele vertretene Gattung von Bauten vertritt¹⁾.

Dr. Alb. BURCKHARDT.

¹⁾ Ausser den erst nachträglich in zweischiffige Anlagen umgewandelten Kirchen S. Carlo bei Prugiasco im Bleniothale und S. Maria del Castello bei Giornico sind uns von derartigen Bauten in der Schweiz nur die romanischen Kapellen St. Georg bei Berschis und St. Laurenz ob l'aspels, aus spätgothischer Zeit die Kapelle neben der Pfarrkirche von Montreux, sowie die Krypten des »Kerchels« in Schwyz und der Pfarrkirchen von Zurzach und Appenzell bekannt.

Red.

Zur Biographie des Werkmeisters Stephan Rützenstorfer.

Die Lebensgeschichte des Werkmeisters Stephan Rützenstorfer oder Rützenstorf ist so ziemlich in Dunkel gehüllt; wir wissen dormalen nur, dass er dem Meister Hans Felder im Amte als Werkmeister der Stadt Zürich folgte, 1491 (wenn Leu Glauben verdient) das Bürgerrecht von Zürich geschenkt erhielt, den Karlsthurm am Grossmünster vollendete und 1518 in Streitigkeiten mit dem Werkmeister Kaspar Heinrich verwickelt war, welche mehrmals die eidgenössische Tagsatzung in Anspruch nahmen. Allein auch der Entscheid der Tagsatzung machte dem Streite kein Ende. Wir verweisen hiefür

auf ein Schreiben von Bürgermeister und Rath von Zürich an Schultheiss und Rath von Luzern vom Mittwoch nach Petri und Pauli 1518, worin folgende Stellen sich finden:

Vnser getrüwer lieber burger vnd werchmeister steinmetzen handtwerehs Steffan Rietzenstorf hat vns zu erkennen geben, wie das Im glöuplich sye angelangt, das Ir söllint dess willens vnd fürnemens sin, wo Ir In vsserhalb vnsern oberkeiten gerichtten vnd gebieten mügint betreten, das Ir In wöllent gfencklichen lassen annemen, vnd sye das von wegen vwers werchmeisters steinmetzen hantwerchs, der sich siner bruderschaft widerwertig halt, da aber der span von vnser eidgnoschafft botten vff einem tag nuwlich in vnser statt Zürich gehalten, sye für das handtwerech gewysen. Vnd hat vns darvff angerüfft vnd gebetten, diewil Im sölich vwer fürnemen, wo dem also wer, Im beschwerlich syg, vnd er dz nit verdient hab, wir wölltind Im als vnserm burger harjnn zu hilff kommen. Vnd wann wir nu nit gloubent, das Ihr sölichs willens noch fürnemens gegen dem vnsern werint, Ir wöllint dess abston, vnd ob Ir oder vwer werchmeister vnd verwandten den vnsern spruch vnd vordrung nit möchtend vertragen, In vor vns mit recht suchen wie sich gehört, dess er vrpüttig ist.« Die Zürcher baten um schriftliche Antwort »bi dem botten«.

Aus diesem im Staatsarchiv Luzern (Akten Steinmetzen) liegenden Schreiben ergibt es sich, dass der Streit des Baumeisters Rietzenstorf nicht mit der Verlegung der Steinmetzhütte von Bern nach Zürich in unmittelbarem Connexe steht, wie man in neuester Zeit glaubte annehmen zu dürfen.¹⁾

Dr. TH. V. LIEBENAU.

¹⁾ Ueber einen spätern Streithandel mit Steinmetz Rumerscheid vgl. E. Egli, Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation. I. 1.

358.

Zur Baugeschichte der St. Oswaldskirche in Zug.

Man hat bisanhin angenommen, die St. Oswaldskirche in Zug sei im Jahre 1545 vollendet worden, weil am Gibel der westlichen Façade diese Jahrzahl angebracht ist. Allein dass diese Annahme nicht richtig ist, ergibt sich aus der im Jahre 1548 von dem Zuger Schullehrer *Caspar Suter von Horgen* geschriebenen Zuger Chronik (Mss. Nr. 434, Fol. 37 a in der Stiftsbibliothek in Einsiedeln), worin sich folgende Notiz findet:

Anno 1481 do ward die Kilch Sannt Oswald Zug gebuwen; wass vor ein Kapell vnnd ist sidhar grösslich begabet mit Römischen gnaden vnd aplas von heiligen vätter den Bepsten, vnd noch zu disser zitt anno 1548 witter daran gebuwen, vnd *doch nit vollendet noch angenommer Fern.*

Höchst wahrscheinlich ist also, da nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts an der Oswaldskirche nicht weiter gebaut wurde, der ursprüngliche Bauplan nie vollständig ausgeführt worden.

Dr. TH. V. LIEBENAU.

AB. Die Illustrationen zu Artikel 351, 352 und 354 werden in der nächsten Nummer erscheinen.

Kleinere Nachrichten.

Bern. Dem »Berner Int.-Bl.« zufolge kam auf dem Friedhof in *Bümplitz* unter einer Erdschicht von vier Fuss ein römischer Mosaik-Fussboden zum Vorschein. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 8.)

Freiburg. Angesichts der Funde aus der Pfahlbauzeit, welche fort und fort an den Ufern des Murter- und Neuenburgersee's gemacht werden, wiederholt der Staatsrath das Verbot, jene Stellen eigenmächtig auszubeuten und beauftragt gleichzeitig die Erziehungsdirection, allfällige daherige Concessionsgesuche von Privaten entgegenzunehmen. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 9. Vrgl. auch »Neue Zürcher Ztg.« 1878, Nr. 575.)

Bei der französischen Invasion von 1798 ist nach dem Brand der *Schlachtkapelle in Murten* die an dem dortigen Beinhaus angebrachte kupferne Gedenkplatte mit lateinischer und deutscher Inschrift von den französischen Truppen entfernt und nach Paris gebracht worden, wo sie seither in der Nationalbibliothek aufbewahrt wird. Auf den Wunsch der Regierung von Freiburg hat sich der Bundesrath bei der französischen Regierung für Rückerstattung dieses historisch interessanten Denkmals zu Händen des antiquarischen Museums in Freiburg verwendet. Da nach der französischen Gesetzgebung Gegenstände, die einmal der Nationalbibliothek einverleibt sind, unveränßerliches Eigenthum der letztern bleiben, so konnte jenem Gesuche nicht entsprochen werden; dagegen hat die Direction jenes Institutes auf galvanoplastischem Wege eine Reproduction der Gedenkplatte (M. 1 lang, M. 0,75 hoch) anfertigen lassen, welche nun der Regierung von Freiburg zugestellt wird. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 282.)

Neuenburg. Die »Gazette de Lausanne« meldet vom 22. Oktober 1878:

Neuchâtel. — M. Adolphe Borel à Bevaix, a découvert, le 17 de ce mois, au pied du Châtelard près Bevaix, à côté de la station de l'âge de pierre, une antique pirogue de 5 mètres 50 centimètres de longueur, en assez bon état de conservation. M. Borel en a fait don au musée de Neuchâtel, où elle est arrivée hier après-midi.

und vom 4. November:

L'abaissement prodigieux du niveau du lac de Neuchâtel par suite de la correction des eaux du Jura, a mis à découvert de nombreuses palafittes ou stations lacustres de divers âges. C'est par quantités qu'on recueille les épingles, les boucles, les anneaux, les haches, les silex taillés, etc. Parmi les objets les plus curieux récemment trouvés figurent un moule complet de hache en bronze et un crâne humain d'une épaisseur étonnante à l'occiput. Les os d'animaux sont nombreux, mais les ossements humains excessivement rares, ce qui fait supposer qu'on n'a pas encore découvert les tombeaux ou cavernes de sépulture de ces habitations lacustres. Quant aux ossements d'animaux, les pêcheurs ont certainement tort de ne pas y faire assez attention. Un examen sérieux de tous ces os pourrait peut-être fournir de très précieuses données sur les époques ou les faunes de ces âges reculés.

Schaffhausen. Der Regierungsrath hat betreffend die neuerdings (vide »Anzeiger« S. 885) wieder aufgefundenen Wandgemälde in der Kirche auf Burg bei Stein a. Rh. beschlossen, dieselben gänzlich von der Tünche befreien und copiren zu lassen. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 297.)

Solothurn. In Nr. 298 der »Allg. Schw. Ztg.« liest man: Die Bibliothek des P. Franz Louis Studer ist von der Waisenbehörde Kestenholz bis zum 20. (Dezbr. 1878) zum Verkanfe angeschrieben. Dieselbe enthält viele seltene Werke, unter Anderen ein aus dem 13. Jahrhundert stammendes Missale und zwei Antiphonarien. Auf ersteres soll bereits ein Angebot von Fr. 500 gemacht worden sein.

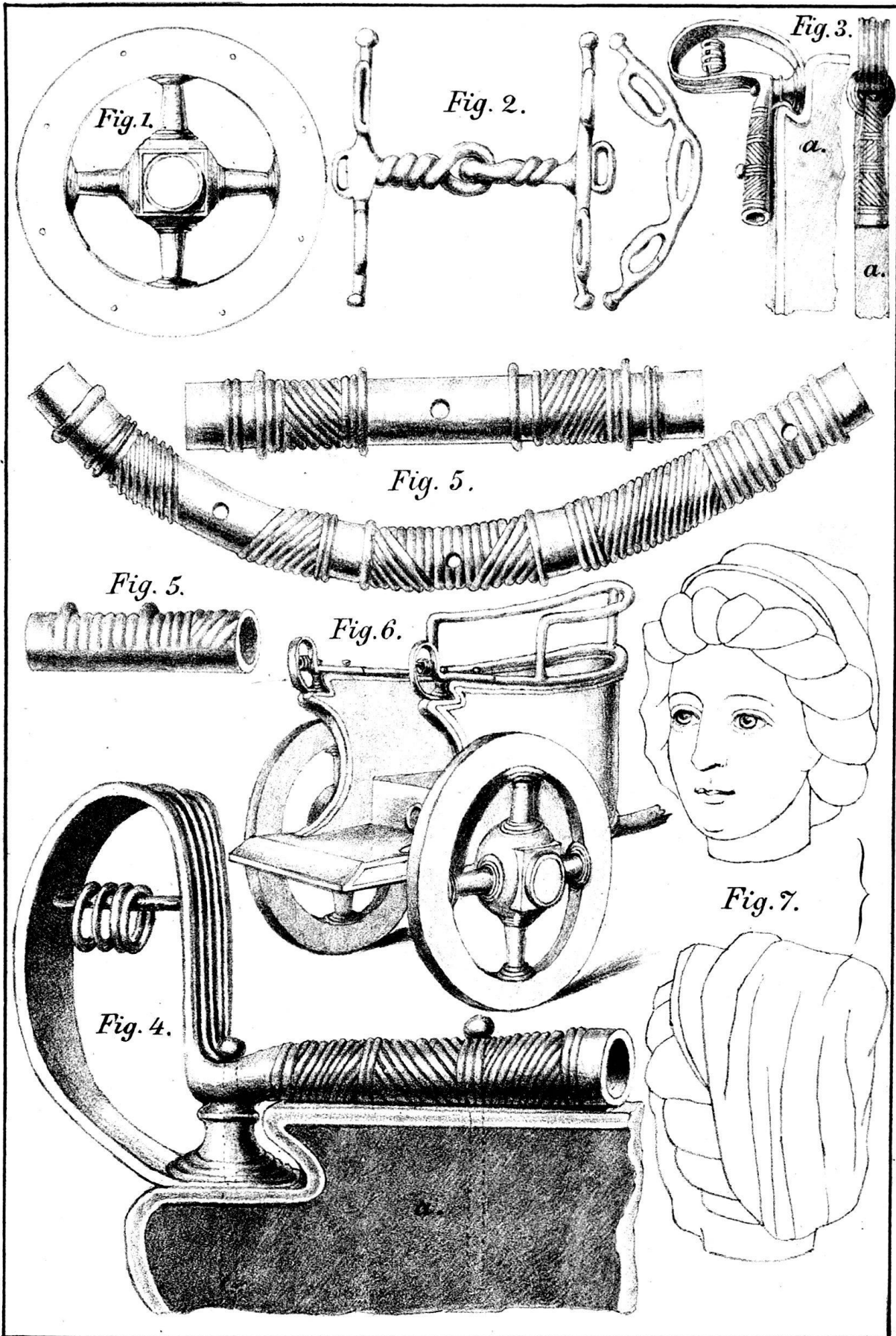
Uri. Der Landrath beschloss, die Wandgemälde in der Telskapelle auf eigene Rechnung abnehmen zu lassen und hiefür dem Regierungsrathe einen Credit von Fr. 1500 zu bewilligen. (»Allg. Schw. Ztg.« 1879, Nr. 29.)

Waadt. Der andauernde Schnee der letzten Wochen, schreibt das »Fenille d'avis de Lausanne«, machte, dass überall aus den Remisen auch längst nicht mehr gebrauchte Schlitten hervorgeholt und wieder flott gemacht wurden. Unter der Menge der aus dem Anfang des Jahrhunderts stammenden Schlitten von allen möglichen Formen und Farben befand sich auch eine historische Merkwürdigkeit: es war ein Schlitten von grossen Dimensionen, in Form eines Kahnes und hell bemalt; in demselben hatte der erste Consul Bonaparte die Reise von Martigny nach Bourg-St-Pierre gemacht, als er sich anschickte, über den St. Bernhard zu gehen, um auf den Feldern von Marengo den glänzenden Sieg davon zu tragen.

Zürich. *Winterthur.* Ueber die Ausstellung von antiquarischen und ethnographischen Gegenständen, die von dem historisch-antiquarischen Verein veranstaltet und im December v. J. geschlossen worden ist, vgl. »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 264, »Basler Grenzpost« Nr. 266, »Basler Nachrichten«, »Gazette de Lausanne« Nr. 268, »Schw. Gewerbeblatt« Nr. 44 und 45, »Journal de Genève« Nr. 264, »Neue Z. Ztg.« Nr. 500 und die verschiedenen Fenilletons. *Zürich.* Zuverlässigen Berichten zufolge soll der schöne, früher im Zunfthause zum Weggen befindliche Kachelofen nunmehr im Museum für Kunst und Industrie in Wien aufgestellt sein.

Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur die Schweiz betreffend.

- Allgemeine Schweizer Zeitung* 1878. Nr. 257: Wandgemälde in den thurgauischen Kirchen von Bischofszell, Uesslingen und Nussbaumen. Bericht über die Thätigkeit der historischen und antiquarischen Gesellschaft in Basel im Winter 1877/78. Nr. 262: Schweizerische Glasgemälde im Ausland.
- Basler Taschenbuch* auf das Jahr 1879, herausgegeben von *Hch. Boos*. 1. Jahrg. Basel, C. Detloff. S. 23: Notiz zum Leben Holbeins von *Dr. R. Wackernagel*.
- Berner Taschenbuch* auf das Jahr 1879. Gegründet von *Ludw. Lauterburg*, in Verbindung mit Freunden fortgesetzt von *Dr. Emil Blösch*. XXVIII. Jahrg. Bern, B. F. Haller 1878. Die ältesten Zeiten Burgdorf's von *A. Heuer*. Das Grabmal der Frau Langhans in Hindelbank und der Bildhauer *J. A. Nahl*, vom Herausgeber. Jakob von Graviset, der Donator der Bongarsischen Bibliothek, von *Prof. Dr. H. Hagen*.
- Adolphe Gautier*, Les armoiries et les couleurs de la confédération et des cantons suisses. 2^{me} éd. Genève et Bâle, H. Georg. 1879.
- Die Geschichtsschreiber* der deutschen Vorzeit. In deutscher Bearbeitung herausgegeben von *G. H. Pertz*, *J. Grimm* etc., fortgesetzt von *W. Wattenbach*. Lfg. 54. Ekkeharts IV Casus Sancti Galli nebst Proben aus den übrigen lateinisch geschriebenen Abtheilungen der St. Galler Klosterchronik. Nach der neuen Ausgabe in den Mittheilungen des historischen Vereins von St. Gallen übersetzt von *G. Meyer v. Knonan*, Leipzig, Duncker. 1879.
- Gewerbeblatt, Schweizerisches*. Organ der Gewerbemuseen Zürich und Winterthur. 1879. Nr. 1. Plafond der Sakristei von St. Pirminsberg (Pfaevers). Aufnahme von *H. P. v. Berlepsch*.
- Hagen*. Prodomus novæ inscriptionum latinarum helveticarum sylloges titulos Aventicensis et vicinos continens. (Zur Feier des Stiftungstages der Universität Bern. 1878). Bernæ, Typis Alex. Fischeri (S. Collini). 1878.
- Jahrbuch* des historischen Vereins des Kantons Glarus. Heft XV. Glarus 1878. *Dr. A. Nüscher*, die Inschriften der Glocken im Kanton Glarus.
- Musée Neuchâtelois*. Oct. 1878. *Bachelin*, Plan d'une ancienne vue du château de Colombier. 1879 Janvier. Une décoration (phalère) romaine trouvée dans la Thièle.
- Neujahrsblatt* der Stadtbibliothek in Winterthur auf das Jahr 1879. Das ehemalige Kloster des Dominikaner-Ordens an der Tössbrücke. Eine kunsthistorische Studie von *Dr. A. Hafner*. Winterthur Bleuler-Hausheer & Co. 1879.
- des *historischen Vereins in St. Gallen*. Aus alten und neuen Zeiten. Kulturgeschichtliche Skizzen (von *Prof. H. Bendel*). St. Gallen, Huber & Co. (F. Fehr) 1879.
 - des *Kunst-Vereins in Schaffhausen* für 1879. Enthaltend: Schaffhauser Glasmaler des 16. und 17. Jahrhunderts. I. von *J. H. Bäschlin*. Schaffhausen, in Commission bei Karl Schoch.
 - der *Antiquarischen Gesellschaft in Zürich*. Die Glasgemälde in der Rosette der Kathedrale von Lausanne. Ein Bild der Welt aus dem 13. Jahrhundert von *J. R. Rahn* (der Mittheilungen Bd. XX. I. Abtheilung. Heft 2). Zürich, in Commission bei Orell, Füssli & Co. 1879.
 - der *Stadtbibliothek in Zürich*. Die Holzschneidekunst in Zürich im 16. Jahrhundert (von *Professor S. Vögelin jun.*). Zürich, Druck von Orell, Füssli & Co. 1879.
- Neue Zürcher Zeitung* 1878. Nr. 531 u. 533. Eine Zürcher Schriftstellerin des 14. Jahrhunderts im Kloster zu Töss (von *Prof. Dr. F. Vetter*). Nr. 536. Ein kunsthistorischer Fund (neu entdecktes Wandgemälde in Stein a. Rh. von Demselben. Vgl. auch S. 896 oben).
- Revue scientifique suisse*. Bulletin mensuel. 3^{me} année 1879. No. 1. Une nouvelle palafitte de l'époque de la pierre à Locras.
- Robida, A.*, Les vieilles villes suisses notes et souvenirs. Avec 105 dessins à la plume. Paris, Dreyfous. 1879.
- St. Galler Blätter* für häusliche Unterhaltung und Belehrung. Nr. 47 und vorhergehende Nummern. Jahresbericht über den Bestand der Sammlungen des historischen Vereins des Kantons St. Gallen.
- Das alte Zürich*. Historisch und antiquarisch dargestellt von *Salomon Vögelin*. Zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Lfg. I u. II. Zürich, Druck und Verlag von Orell, Füssli & Co. 1879.
- Zeitschrift für bildende Kunst*. Herausgegeben von *Dr. Karl v. Lützow*. Bd. XIV. Heft 4. Leipzig 1879. S. 113. Luini's Passion in S. Maria degli Angeli zu Lugano, von *C. Brun*. (Schluss folgt.)
- Zürcher Taschenbuch* auf das Jahr 1879. Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge. II. Jahrgang. Zürich, Orell, Füssli & Co. 1879. S. 67: das zürcherische Wohnhaus im 16. Jahrhundert, von *Dr. A. Nüscher-Usteri*. S. 141: die Schmiedstube in Zürich, von *J. R. Rahn*. S. 244: Jos Ammann von Zürich. 1539—1591. Ein Beitrag zu seiner Biographie, von *Dr. E. H. Meyer-Zeller*. S. 318; Uebersicht der im Jahr 1878 erschienenen Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich. Zusammengestellt von *Dr. Ed. Escher*.



ANZEIGER

FÜR

SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 2.

ZÜRICH.

April 1879.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 50 Cts. — Man abonnirt bei den Postbureaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direkt bei der Verlagsbuchhandlung von **J. Herzog** in **Zürich**.

Inhalt: 359. La pierre à écuellen des Prises, par F. Imer. S. 903. — 360. Schalenstein bei Ilanz, von J. Gartmann. S. 904. — 361. Les Tènevières artificielles des cités lacustres, par le Prof. Dr. F.-A. Forel. S. 905. — 362. Vorhistorische Funde aus dem Aargau, von Burkh. Raeber. S. 907. — 363. Un étrier en bronze, par le Dr. Gross. S. 909. — 364. Die Grabhügel im Oberholz bei Kallnach (Kt. Bern), von Edm. von Fellenberg. S. 910. — 365. Fresken in der Kirche von Valeria zu Sitten, von Raphael Ritz. S. 914. — 366. Ordnung für die Schneider in Luzern vom Jahre 1488, von Dr. Th. von Liebenau. S. 915. — 367. Kupferstecher Martin Martini, von demselben. S. 915. — Kleinere Nachrichten. S. 916. — Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur, die Schweiz betreffend. S. 918.

359.

La pierre à écuellen des Prises.

Parmi les nombreuses pierres à écuellen, mentionnées par M. *Vionnet* dans son magnifique ouvrage: »Les monuments préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie«¹⁾, ne se trouve pas l'exemplaire remarquable, que nous allons décrire et qui est peu connu jusqu'ici des géologues et des archéologues. Ce bloc erratique, d'un granit schisteux, se trouve à environ vingt minutes du Landeron, canton de Neuchâtel, au nord de cette petite ville, et à cinq minutes au-dessus de la croix de Combes. Il est à cheval sur le sommet de la colline des Prises, où se trouvent les essarts des communiens du Landeron, à environ 620 mètres d'altitude au-dessus de la mer. Sa surface principale est horizontale et tournée vers le ciel; elle mesure 5 m. 90 cm. de longueur du sud au nord, et 4 m. de largeur de l'est à l'ouest. Tout autour se trouvent des buissons et des cailloux provenant sans doute du défrichement des essarts. Son épaisseur est de 1 m. 10 cm. à l'ouest et de 1 m. à l'est hors du sol, et elle n'est que peu enfoncée dans celui-ci vers le nord. Du côté du sud, une cavité permet de se réfugier dessous cette pierre monumentale.

En gravissant aisément par le côté nord sur la surface qui est passablement unie, mais qui, lorsque je l'ai visitée pour la première fois, était en plusieurs endroits tapissée de mousses et de lichens, je fus très-surpris d'y observer plusieurs petites excavations, qu'un examen plus attentif me fit d'abord reconnaître pour des écuellen creusées par la main de l'homme. Après avoir enlevé la légère couche végétale qui empêchait de les

¹⁾ Album de photographies avec texte, in-folio. Lausanne 1872.

constater toutes, j'en comptai 9 grandes et 12 petites, les premières mesurant 7 cm. et les secondes 6 cm. de diamètre, sur 4 et 3 cm. de profondeur; elles sont toutes de forme demi sphérique, à l'exception de deux qui paraissent *conjuguées*. Les écuelles sont en général rassemblées sur l'espace le plus uni, bien qu'il s'en trouve aussi sur le bord du côté de l'ouest et deux isolées de petite dimension vers le sud. Quant au dessin qu'elles pourraient représenter, je n'ai pas la prétention de vouloir en donner l'explication précise, ni même hypothétique. Le relevé ci-joint que j'ai pris sur place de cette pierre des païens fournira peut-être matière aux savants à faire quelque découverte par la comparaison de ses signes archaïques avec ceux d'autres blocs conservés. Pour moi, je penche pour l'interprétation donnée par M. le Dr. *Ferdinand Keller*, qui admet que ces signes étaient destinés à rappeler une circonstance ou des événements dont le souvenir devait se perpétuer par la tradition orale. Toutefois, l'avis des astronomes ne serait pas à dédaigner, afin de savoir si l'on n'a pas eu l'intention de figurer quelques constellations. (Voyez Pl. XXIV, Fig. 2.)

Après les travaux importants de M. le Dr. *Keller*: »*Die Zeichen- oder Schalensteine der Schweiz*«¹⁾ de M. *Desor*: »*Les pierres à écuelles*«²⁾, et de MM. *Keller* et *Bachmann* dans l'*Indicateur* depuis 1874 jusqu'à maintenant, il serait inutile d'entrer dans plus de détails sur la signification encore problématique de ces signes. Mon but n'a été autre que de faire connaître la pierre des Prises.

Neuveville, en Avril 1879.

FRED. IMER.

¹⁾ »Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft.« Vol. XVII. 3.

²⁾ La forêt vierge et le Sahara, pag. 184.

360.

Schalenstein bei Ilanz.

Oberhalb des Dorfes Cästris, auf einer Anhöhe, die etwa eine Viertelstunde vom Rheine entfernt ist, liegt ein Felsblock, der aus Gneiss besteht und ungefähr die Form eines dreiseitigen Prismas hat. Diese Form scheint eine ganz zufällige zu sein, indem von künstlicher Bearbeitung des Gesteins keine Spur wahrzunehmen ist. Die Länge des Steines, der als erratischer Block zu betrachten ist, beträgt 1,6 m., die Breite 1,25 m. Da der untere Theil desselben in der Erde liegt, kann die Höhe nicht angegeben werden, man kann sie auf ca. 1 m. ansetzen. Auf der Nordseite des Blockes bemerkt man fünf Schalen, die in einer krummen Linie sich an einander reihen und durch eine Rinne theilweise mit einander verbunden sind. Eine zweite Reihe von Schalen, von denen eine in einer muldenartigen Vertiefung liegt, zieht sich über eine Kante des Blockes hin; die Form der Schalen ist am äussern Rande nicht kreisrund, sondern eher oval, allein der tiefere Theil ist rund und sauber ausgehöhlt. Die Tiefe der Schalen wechselt zwischen 3,5 bis 8,7 cm.; der äussere Durchmesser von 3,5 bis 8 cm.; der kürzere von 3,5 bis 6,5 cm. Oben auf der hintern Seite des Steines befinden sich ebenfalls mehrere kreisrunde Vertiefungen, die man auch für Schalen halten muss und eine Tiefe von 5 bis 10 mm. zeigen. (Taf. XXIV, Fig. 3.)

Da die meisten Schalen ganz glatte Seitenwände haben und auf dem Grunde ebenfalls glatt und rund ausgehöhlt sind, und namentlich 1 und 9 im Innern wie geschliffen sind, so ist wohl kein Zweifel, dass dieser Stein, der im Aberglauben eine wichtige Rolle spielt, als Schalenstein zu betrachten ist. JOH. GARTMANN, Reallehrer.

361.

Les Ténévières artificielles des cités lacustres.

Dans l'excellente étude qu'il a publiée en 1865 sur les »Palafittes du lac de Neuchâtel«, M. E. Desor a décrit sous le nom de *Ténévières* les îlots artificiels des stations lacustres de l'âge de la pierre (les *Steinberg* de la Suisse allemande). Ce sont des îlots submergés sous un ou deux mètres d'eau, ayant quelques centaines ou quelques milliers de mètres carrés de superficie, formés, ou tout au moins recouverts, d'un revêtement de pierres amoncelées autour des pilotis; ces amas de pierres de différentes grosseurs, depuis le volume du poing et au-dessus, s'élèvent notablement au-dessus du blanc-fond vaseux qui les entoure. L'abaissement du niveau des lacs de Neuchâtel, de Morat et de Bienné en les transformant en îles émergées d'abord, puis en monticules au milieu de la plaine, a permis d'en faire une étude plus précise.

M. Desor supposait que ces îlots étaient artificiels, construits de toutes pièces et intentionnellement par les hommes qui, pour fixer les pilotis de leurs palafittes sur un sol rocheux, avaient entassé autour de la base de troncs d'arbres, redressés verticalement et simplement posés sur le fond, des enrochements de cailloux recueillis sur le rivage; un empierrement de un à deux mètres d'épaisseur devait suffire à consolider la charpente.

Cette théorie de l'origine des ténévières tombe devant les faits constatés depuis lors, à savoir: l'existence de *ténévières naturelles*, semblables à celles des palafittes mais ne renfermant ni pilotages ni traces du travail de l'homme, l'existence de véritables *ténévières artificielles* dans des régions où le sol n'est point rocheux, le fait de la taille en pointe des pilotis démontrée dans certaines ténévières, pointe qui prouve que le tronc d'arbre devait être enfoncé dans le sol; le fait enfin que dans les ténévières l'enrochement n'est pas profond, mais n'est que superficiel.

Sans entrer ici dans la théorie des pavés protecteurs de la grève, et des ténévières naturelles que je développerai ailleurs¹⁾, voici comment je comprends l'établissement des ténévières artificielles qui recèlent les ruines des cités lacustres.

Une peuplade bâtissait un village dans le lac en plantant ses pilotis dans le sable de la *beine*, ou blanc-fond, par deux ou trois mètres de profondeur d'eau moyenne; ces pilotis, en nombre énorme souvent, arrêtaient le choc des vagues et empêchaient la dispersion des débris de la vie journalière, des rebuts de la cuisine, des déchets des divers métiers et industries, que jetaient ou laissaient tomber dans le lac les habitants de la palafitte. Ces débris, mêlés avec le sable que les vagues accumulent bientôt dans tout endroit abrité, devaient former sous le pilotage un monceau, un amas composé en partie de substances organiques, en partie de sables et de limon, en partie enfin de

¹⁾ Voyez mon étude sur les ténévières des lacs Suisses dans les Archives des Sciences physiques et naturelles de Genève. 1879.

matériaux solides plus volumineux, tessons de poteries, os de la cuisine, débris de pierres brisées dans la taille des haches et des couteaux, etc.

Dans la suite des années ces amas, comparables en tous points aux *Kjökkenmöddinger* du Danemark, ont probablement formé sur les planchers des palafittes des îles artificielles, émergées au moins pendant la saison des basses eaux. Plus tard, lors de la destruction de la bourgade, les pierres qui recouvraient peut-être les toitures pour les consolider et les assurer contre le vent, suivant l'usage des chalets des Alpes, les pierres plates qui formaient les foyers, le macadam ou le plancher des huttes, enfin tous les objets solides contenus dans les cabanes sont tombés sur le sol et ont complété les éléments de la ténévière.

La cité une fois détruite par l'incendie ou délaissée par ses habitants, l'accroissement du monceau de débris a cessé; les pilotis, qui dans le cas de l'incendie avaient subsisté dans leur partie immergée, ont petit à petit été détruits, et tous les matériaux, d'origine et de nature diverses, que la civilisation humaine avait perdus sous les planchers, sont devenus le jouet des vagues qui les ont maniés à leur gré. Les parties meubles ou attaquables par l'eau ont été dissoutes, enlevées, arrachées, dispersées; les matières lourdes et solides, poteries, os et pierres sont seules restées, en descendant toujours plus sur place quand le sol manquait sous leur base. A mesure que la surface de l'îlot s'affaissait ainsi, les cailloux superficiels devenaient de plus en plus serrés, en s'adjoignant naturellement tous ceux qu'ils rencontraient dans les couches successivement érodées. Le procès d'érosion a continué jusqu'au moment où ces cailloux et matériaux solides se sont tous touchés bout à bout, ont formé un pavé continu protégeant la couche profonde; l'érosion a alors été arrêtée, et la ténévière est arrivée à un état de repos, de stabilité. Elle a constitué l'île submergée, recouverte de galets et de débris de l'industrie humaine, le *Steinberg* que nous retrouvons actuellement. La seule modification importante, que la palafitte a subie depuis cette époque, a porté sur les pilotis, dont toute la partie sortant du sol a été attaquée par les organismes animaux et végétaux, et usée et corrodée par l'action de l'eau, des vagues et du sable; le pieu a été ainsi usé jusqu'à la surface du sol et coupé suivant un plan parfaitement uni et horizontal, tellement qu'on a pris à tort cette section comme étant l'effet de la scie de silex de l'homme.

Cette théorie des ténévières rend bien compte des faits généraux et spéciaux de l'histoire des stations lacustres; elle explique en particulier l'existence d'un pavé superficiel recouvrant la couche archéologique (*Culturschicht*) et contenant lui-même des débris de l'industrie humaine, le fait des pieux taillés en pointe dans les ténévières, l'existence de ténévières au milieu du blanc-fond de la *beine* en maint endroit où le sol est limoneux et non rocheux, la plus grande hauteur des ténévières de l'âge de la pierre, où les débris de roches cassés par l'ouvrier dans le travail de la fabrication des outils sont incontestablement plus nombreux que dans les stations de l'âge du bronze, etc.

D'après cette manière de voir, la ténévière des stations lacustres, ou ténévière artificielle, serait non pas une construction intentionnelle, faite de toutes pièces par la main de l'homme et dans un but déterminé, mais un produit accidentel, résultant de l'action des éléments sur les résidus de la vie et de l'industrie humaine accumulés sur les palafittes.

Prof. Dr. F.-A. FOREL.

Vorhistorische Funde aus dem Aargau.

(Schluss des Artikels in No. 1 des »Anzeiger«.)

Bünzen.

Inmitten des Hasliwaldes im Gemeindegemeinde Bünzen liegt die sogen. Bettlerweid oder das »Bettlermättli«, worauf früher ein grosser Granitfindling lag, der aber gesprengt und als Baumaterial benutzt wurde. Bei der Wegräumung der Erde rings um den Block entdeckte man vier, in jeder Beziehung gleiche Bronze-Aexte, die sicher auch aus der gleichen Gussform stammen. Letztere muss ausserordentlich sorgsam gearbeitet gewesen sein, indem die Oberfläche der daraus hervorgegangenen Stücke wie polirt aussieht, obwohl sie von einer gleichmässigen Schicht der Patina antiqua überzogen sind. Jede der drei ausgezeichnet erhaltenen Aexte (die vierte ist verloren gegangen) wiegt 430 Gramme, misst 19 Cm. in der Länge und weist an dem schneidenden Theile eine Breite von fast 8 Cm. auf. Der 10 Cm. lange, 3 Cm. breite, in den Schaft hinein passende Theil zeigt nur etwa 3 Mm. hohe Randfortsätze, die aber dennoch geeignet waren, das Instrument solider in demselben zu befestigen. Hinten sieht man den fast bei allen Bronze-Beilen sich findenden Einschnitt. Selten erblickte ich unter den vorhistorischen Bronzen solche von dieser Form und vorzüglichen Ausarbeitung. Sie sind Eigenthum des aargauischen Museums. Leider hat man den Granitfindling nicht untersucht, der möglicherweise Vertiefungen (Schaalen) oder sonstige Zeichen aufwies, die über seine ehemalige Bestimmung Aufschluss gegeben hätten.

Der »Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde« vom Jahr 1870, pag. 171, Taf. XV, Fig. 1, beschreibt eine Bronze aus dem Kanton Wallis, die mit den oben besprochenen in Form und Grösse merkwürdig übereinstimmt und welche ebenfalls bei Wegräumung eines Steinblockes zum Vorschein kam.

Ebenfalls nahe bei Bünzen befindet sich das Bünzenmoos, das jedenfalls in früherer Zeit einen kleinen See bildete. Bei der Trockenlegung dieses mit Torf überdeckten Moores durch einen tiefen Kanal fand man Thierknochen und Hirschgeweihstücke, welche letztere Spuren menschlicher Bearbeitung zeigen; so ist z. B. ein Stück entzweigesägt und der Schnitt so alt, als das Geweih selbst. Man hat an keiner andern Stelle, als wo der Kanal vorbeiführt, gegraben und sind dabei keine weiteren Anzeichen der Pfahlbau-Periode zum Vorschein gekommen; aber wo man so schlagende Beweise, wie die Bronzen auf dem nahen »Bettlermättli« und angesägte Geweihstücke findet, kann man annehmen, dass in vorhistorischer Zeit auch diese Lokalität bewohnt gewesen sein müsse.

Endingen.

Als Funde aus diesem Orte ergaben sich: Ein Meissel von Nephrit, an der Schneide 3 Cm. breit, 4 Cm. lang und von hellgrüner Farbe. — Drei Pfeilspitzen aus weisslich-grauem Feuerstein, wovon zwei hinten mit ausserordentlich kunstvoll herausgeschlagenen, gabelförmig gestellten Fortsätzen. Die dritte Pfeilspitze sieht etwas einfacher aus. Die kleinste misst 2,5, die Grösste 4 Cm. in der Länge. — Ein Meissel aus einer harten (glasritzenden), grünen, aber an den Kanten nicht (wie Nephrit) durchscheinenden Steinart. — Sehr interessant wegen der Seltenheit von Holzgegenständen dieser Periode, erscheint ein 8 Cm. im Durchmesser haltendes Holzschüsselchen. Man

hat es aus einem wegen der Verworrenheit der Holzfasern sehr harten Maserauswuchse eines Baumes gebildet, indem man den halbrunden Knollen innen aushöhlte und einen daraus entsprungenen Ast als Handhabe benutzte, die allerdings nur noch in einem kleinen Fortsatze angedeutet ist. Die Wände weisen eine Dicke von $\frac{1}{2}$ —1 Cm. auf im Innern sieht das Gefäss verkohlt aus. Trotz der Morschheit hat sich das Schüsselchen ziemlich gut erhalten. — Ein 9 Cm. langer, aus einem Knöchelchen verfertigter Pfriemen. — Ein Spinnwirtel aus schwarzem, sandigem Thon. — Das prachtvollste Stück des Fundes bildet aber wohl eine 158 Gramm schwere, 13 Cm. lange, an der Schneide 4 Cm. breite Bronze-Axt. Die zur Aufnahme des Schaftes dienenden, seitlichen vier Schaftlappen gehen paarweise fast übereinander. Eine regelmässige Schicht Grünspan, überdeckt das gut erhaltene Artefakt — Weder der Anlass zu diesem Funde, noch eine genauere Angabe des Fundortes konnte in Erfahrung gebracht werden, da der Finder längst gestorben ist, und dessen Sohn, von dem diese Gegenstände gekauft wurden, nur weiss, dass sie sein Vater in der Umgebung von Endingen ausgrub. Es gingen einige Spinnwirtel und durchlöchernte Thonkügelchen, ja sogar mehrere Bronze-Gegenstände als den Kindern überlassenes Spielzeug verloren. Ich werde mich über den Fundort noch vergewissern und später davon Mittheilung machen.

Erlinsbach.

Hier kaufte ein Antiquar mehrere in der Nähe des Ortes beisammen gefundene Bronze-Gegenstände, worunter einen starken, ungefähr 100 Gramm schweren Armring, eine kleinere Armspange, vier kleine, einfache Ringe, und eine lange, prachtvoll gearbeitete Haarnadel mit rundem, verziertem Knopf. Zuerst wurden diese Gegenstände nach Bern verkauft und reisten von da in ein englisches Museum.

Möhlin.

Bei Erdarbeiten fand man hier mehrere Bronze-Gegenstände, wovon eine 470 Gramm schwere, 14 Cm. lange Axt in meine Sammlung gelangte. Sie sieht derjenigen von Endingen gleich, ist aber noch besser erhalten und mit einer prächtigen Patina überzogen.

Rheinfelden.

Im aargauischen Museum sieht man ein 13 Cm. langes, an der Schneide 4 Cm. breites, mit ganz niedern Randaufstülpungen versehenes, über und über mit kleinen, von der Gussform herrührenden Höckerchen bedecktes, 224 Gramm schweres Bronze-Beil, das man nach der Angabe des Herrn Prof. Rochholz linksrheinisch bei Rheinfelden, etwa 9 Meter unter dem Flussgeschiebe fand. Diese Bronze zeigt hinten den kleinen Einschnitt, den man sonst bei Beilen zur bessern Befestigung in den Schaft anzubringen pflegte, nicht, auch besitzt sie eine viel bedeutendere Härte als z. B. die Bronzen von Bünzen, wovon ich mich leicht überzeugen konnte, als ich sie anbohren und zum Behufe der chemischen Untersuchung einige Gramme entheben liess. Die Unvollkommenheit dieses Gussstückes, sowie auch der Fundort so tief im Sande, sprechen für ein sehr hohes Alter.

Schloss Schwarzwasserstelz.

In der Kurhaussammlung zu Baden sieht man zwei Bronze-Aexete, die beim Abtragen des erwähnten, in der Nähe von Kaiserstuhl gelegenen Schlosses zum Vorschein kamen. Die eine misst fast 17 Cm. und gleicht denjenigen von Bünzen. Ihre Erhaltung ist vortrefflich. Die andere zeigt bei einer Länge von 16 Cm. mehr eine Spatelform, ist aber an der Schneide bedeutend abgestumpft.

Baden, im Januar 1879.

BURKHARD RAEBER, Apotheker.

Un étrier en bronze.

Il y a quelque temps, un cultivateur occupé à creuser un fossé dans un champ situé près de l'embouchure de la Thielle dans le lac de Biemme (à quelque distance de l'Abbaye de St-Jean) retira, d'une profondeur de plus d'un mètre, un curieux objet en bronze, parfaitement bien conservé et présentant une grande analogie avec nos étriers modernes. Il est d'un bronze jaunâtre, fondu d'une seule pièce sans traces de rivets ou de soudures.

L'anneau de suspension de forme carrée porte sur les deux faces l'ornementation caractéristique des bracelets en bronze du premier âge de fer, à savoir, une série de cercles concentriques entourant un point central. Les deux angles supérieurs se terminent par deux petits prolongements, devant apparemment représenter la tête d'un animal quelconque.

La partie inférieure, l'étrier proprement-dit, reliée à l'anneau de suspension par une tige arrondie de 15 mm. de long, est de forme circulaire, renforcée par deux bourrelets latéraux et un peu élargie à sa base, qui n'est pas aplatie comme celle de nos étriers modernes. L'étrier pris dans son ensemble est de grandeur moyenne (125 mm.); en revanche la partie destinée à recevoir le pied est d'une petitesse remarquable; son plus grand diamètre ne mesure en effet, que 85 mm. de long, espace beaucoup trop restreint pour y placer le pied, muni d'une chaussure d'un de nos cavaliers actuels. (Pl. XXIV, Fig. 1.)

Quant à l'époque à laquelle remonte ce curieux objet, il est assez difficile d'émettre une opinion précise à cet égard, vu qu'il a été trouvé isolé, sans être accompagné de pièces pouvant en déterminer l'âge et dans un terrain ne fournissant aucune donnée archéologique, comme cela aurait été le cas s'il avait été trouvé dans une de nos palafittes.

Il n'est pas d'origine romaine. Car nous savons que les Romains n'utilisaient pas d'étrier pour monter à cheval et les reliefs représentant des cavaliers romains, qui sont cependant d'une exactitude exemplaire, n'en portent pas de traces. Du reste, parmi la grande quantité d'objets recueillis dans les établissements remontant à l'époque romaine, on n'a pas encore retrouvé jusqu'ici d'objet qui ressemble à un étrier.

Il en est de même des trouvailles faites dans les tombeaux de l'époque mérovingienne; on y a trouvé des mors, des garnitures de selle et d'autres objets, mais jamais d'étriers.

On serait donc porté à admettre que cet objet est d'origine étrangère (étrusque?) et remonte à une époque ayant précédé la civilisation romaine. Le métal dont il est composé et les ornements qu'il porte sembleraient confirmer cette assertion.

Du reste, des étriers presque entièrement semblables à celui-ci, mais en *cuivre*, ont été trouvés dans les *Bougors* de Kaïnsk (?) ou Tumulus de Sibérie, remontant à une époque où l'usage du *fer* n'était pas encore connu. Voici la description qu'en donne M. le Dr. *Hamy*¹⁾:

»Les plus remarquables (parmi les objets de cuivre recueillis dans ces tombeaux) sont les étriers (voyez son ouvrage). Ces étriers sont d'une petitesse remarquable; leur

¹⁾ E. T. Hamy. Documents inédits sur les Bougors du gouvernement de Tomsk (Sibérie). Paris, E. Leroué. 1875.

diamètre intérieur ne dépasse pas 8 cm. et demi, et le pied d'un cavalier européen s'y logerait difficilement. Nous ne sommes pas autorisés à conclure, pour cela, à la petitesse des extrémités des habitants préhistoriques du gouvernement de Tomsk. Nous n'ignorons pas qu'un grand nombre de hordes errantes des steppes de la Russie d'Asie, de taille et de force très-diverses, se servent aujourd'hui de fort petits étriers dans lesquels ces parfaits cavaliers n'introduisent que le bout de la chaussure.

»Ces étriers modernes des nomades sibériens, Kirghiz, etc., diffèrent tous, d'ailleurs, de ceux des bougors de Kaïnsk. La semelle en est plate, au lieu d'être concave, et le seul trait commun que présentent quelques-uns de ces instruments avec ceux des tumulus est la forme carrée de la tête qui les fixe à la courroie

»Ces étriers de Kaïnsk sont, comme nous avons dit, en cuivre fondu¹⁾, comme tous les autres ustensiles des bougors du gouvernement de Tomsk.« Dr. GROSS.

¹⁾ De petits étriers semblables à celui-ci, mais en fer, se trouvent au Musée de Pesth.

364.

Die Grabhügel im Oberholz bei Kallnach (Kanton Bern).

Es war im Jahre 1874, als mein Freund, Pfarrer *Küchler* in Kallnach, bei einem Besuch in Bern mir die Mittheilung machte, es seien im Oberholze oberhalb des Dorfes Kallnach eine Anzahl kleiner Erhöhungen sichtbar, welche, der Regelmässigkeit des Aufbaues nach, künstlich und wahrscheinlich Grabhügel sein dürften. Der grösste derselben heisst der »Käppelhubel« und soll der Sage nach auf ihm oder in dessen Nähe eine Kapelle gestanden sein. Angeregt durch diese interessante Mittheilung, benutzten Herr Stadtrath *Bürki*, Herr Custos *Jenner* und der Unterzeichnete einen schönen Sommer-Sonntag desselben Jahres, um einen Ausflug nach Kallnach zu machen und unter der kundigen Führung des Herrn Pfarrers diesen Hügeln einen Besuch abzustatten. Man steigt vom Dorfe Kallnach gegen Südwesten sanft empor, zuerst durch Obstgärten, Felder und Wiesen, bis der Weg längs einer in einem spitzen Winkel in den Wald einspringenden Wiese gerade nach Süden abbiegt und in sanftem Ansteigen auf das hochgelegene Plateau des mit prächtigem Hochwald bestandenen Oberholzes führt. Der Weg heisst auf der Flurkarte: *Buttenweg*. Gerade auf der höchsten Fläche des Plateaus oder des breiten Grates, welchen hier das Oberholz bildet, unweit der Stelle, wo der Weg nach Golaten langsam abfällt, erblicken wir von Weitem, rechts vom Weg, unter einzeln stehenden grossen Buchen den ersten der Hügel, den sogen. »Käppelhubel«. Auf den ersten Blick sehen wir, dass diese regelmässige Erhöhung nichts Anderes als ein Grabhügel sein kann. Der Hügel ist ziemlich kreisrund, steigt auf allen Seiten gleichmässig steil an und misst 80—90 Fuss im Durchmesser, bei 15—18 Fuss effektiver Höhe über dem Naturboden. An verschiedenen Stellen sind unregelmässige Löcher gegraben, welche, wie uns Herr Pfarrer *Küchler* versichert, von Jägern herrühren, welche den hier hausenden Füchsen nachstellen. Unweit des grossen »Käppelhubels«, gegen Westen zu, erblicken wir noch zwei andere, kleinere und bedeutend flachere Hügel von mehr elliptischer Form, von denen der eine ebenfalls durch Fuchsgruben verunstaltet ist. Jedoch konnten wir uns überzeugen, dass keiner dieser Hügel je

systematisch oder gründlich war durchsucht worden, denn durch keinen derselben war ein durchgehends bis auf den Naturboden reichender Graben gezogen. Einige hundert Schritte von der Gruppe der drei »Käppelhubel« entfernt, führte uns Herr Pfarrer Küchler zu einem vierten, ziemlich grossen, aber ebenfalls flachen Hügel, welcher in dichtem Tannengestrüpp stand und durchaus unberührt zu sein schien. Die Waldparzelle, worin letzterer lag, heisst *Buchersriedwald* und stösst an den Freschelswald der Gemeinde Freschels. Wir hatten nach der Besichtigung dieser noch nie wissenschaftlich untersuchten Hügel die Ueberzeugung gewonnen, dass sie wohl etwas bergen könnten und nahmen uns vor, zu geeigneter Zeit genauere Untersuchungen vorzunehmen. Unser Spaziergang führte uns weiter durch den prächtigen Niederriedwald auf dem Weg nach Golaten, bis wir, aus diesem heraustretend, den Weg über die Buchsenlehmatte nach Niederried einschlugen. Auf der Buchsenlehmatte, dicht am Walde, wurde das Jahr zuvor beim Verebnen des Bodens eine prächtige, nie gebrauchte Steinaxt aus dunkelgrünem, flammig geflecktem, glänzend polirtem Chloromelanit gefunden. In der Nähe lag eine Lamelle von Feuerstein. Dieses ausserordentlich interessante Stück, wohl die schönste bis jetzt in der Schweiz gefundene Steinaxt, wurde durch gütige Vermittlung des Herrn *Dr. Salchli* in Aarberg Herrn alt Grossrath *Bürki* übermittlelt. (Fischer, »Nephrit und Jadeit«, Pag. 368.) Von der Erhöhung, worin jenes Prachtsbeil gefunden worden war, sah man allerdings nichts mehr; der Boden war verebnet, jedoch nicht weit davon ein Erdhaufen errichtet worden, worin sich noch Gegenstände, welche man beim Ausheben der Erde nicht bemerkt hatte, vorfanden. In dem Graben, welcher dem Saume des Waldes entlang sich hinzieht, hatte Herr *Jenner* sehr bald Kohlenpartikeln und Asche entdeckt. Später grub derselbe aus Auftrag Herrn *Bürki's* an derselben Stelle weiter nach und fand ebenfalls viel Kohle und Asche (Taf. XXII, 2), ein Beweis, dass die Fundstätte des Chloromelanit-Beiles ein Grabhügel war und dieses offenbar ein Votivbeil und nicht ein Handwerkszeug gewesen sein muss.

Im Herbste 1874 liess nun Herr *G. von Bonstetten-Rougemont* auf gemachte Mittheilung von der Existenz der noch unberührten Grabhügel von Kallnach hin durch Herrn Custos *Jenner* zwei derselben ausgraben und Pläne davon aufnehmen. Herr *Jenner* machte sich zuerst hinter den grossen »Käppelhubel« (Taf. XXII, 3, 4), welcher durch einen bis auf den Naturboden reichenden Graben aufgeschlossen wurde. Etwas östlich von dem Mittelpunkt des Tumulus stiess Herr *Jenner* auf das aus groben Kieselsteinen roh zusammengefügte Steinbett, welches, von Nordwest nach Südost orientirt, 17 Fuss lang, im Mittel 6 Fuss breit und 4 Fuss hoch sich erwies (Taf. XXIII, 1). Auf der Südseite des Steinbettes, ausserhalb desselben, lagen die Ueberreste einer schwach gebrannten thönernen Aschenurne, deren ursprüngliche Form sich nicht mehr bestimmen lässt. Nachdem das ganze Innere des grossen Hügels ausgehoben worden war, ohne dass etwas gefunden wurde, erhielt man die Ueberzeugung, dass dieser Tumulus, wie die meisten ähnlichen von solchen Dimensionen, ein Brandhügel gewesen sein muss, und da das Steinbett vollständig blossgelegt, wurde die Arbeit eingestellt und der zweite Tumulus B (Taf. XXII, 2) eröffnet. Herr *Jenner* fand folgende Verhältnisse: Das Steinbett lag ganz excentrisch, d. h. 7 Fuss vom Mittelpunkt des Tumulus, in seiner Längsaxe ebenfalls von Südost nach Nordwest orientirt, in seiner Hauptform dreieckig gebaut, grösste Länge 7 Fuss, grösste Breite 6 Fuss, und 3 Fuss hoch, ebenfalls aus Feldsteinen und erratischen Blöcken roh zusammengefügt. Dieser Tumulus wurde vollständig umgegraben und es fanden sich als einzige

Beigabe ziemlich entfernt vom Steinbett und in nur $1\frac{1}{2}$ Fuss Tiefe zahlreiche Bruchstücke eines ziemlich grossen, kreisrunden Kessels aus Bronzeblech, die jedoch so dünn und verwittert sind, dass sich die ursprüngliche Form des Kessels nicht herausbringen lässt. Ein einziges Stück der Wandung lässt auf einen Durchmesser von zirka 18 Zoll schliessen. Beide Tumuli A (Käppelhubel) und B waren aus feiner, gelber, lehmiger Walderde aufgebaut, welche reichlich von Asche und Kohle durchsetzt war; stellenweise war die Erde so aschenreich, dass sie von den Arbeitern mit dem charakteristischen Ausdruck »Zieger« bezeichnet wurde.

Bei diesen Arbeiten verblieb es in Kallnach bis zum Jahre 1877, wo ich einer freundlichen Einladung meines Freundes, Pfarrer *Küchler*, nicht zu widerstehen vermochte und im Juli eintraf, um auf einige Tage daselbst Quartier zu nehmen. Nach der geringen Ausbeute, welche die beiden ersten Hügel A und B geliefert hatten, warf ich mein Augenmerk zuerst auf den abseits und isolirt gelegenen Hügel D im Buchersriedwalde. Bereitwilligst wurde von der Gemeinde Kallnach die Erlaubniss ertheilt, gegen Vergütung des Waldschadens eine Anzahl jüngerer Bäume zu fällen und ich beschloss, den Hügel von der Fläche des Naturbodens her auf beiden Seiten gleichzeitig anzugreifen und ihn so vollständig abzutragen.

Dieser Grabhügel (Taf. XXII, 1, und XXIII, 3) mass in seiner grössten Länge von Südwest nach Nordost 57 Fuss, in der andern, dazu rechtwinkligen Richtung 56 Fuss, so dass er als kreisrund zu betrachten war. Grösste Höhe über dem Boden des Steinbettes 12 Fuss. Dieses selbst lag, wie die der andern Tumuli, ebenfalls excentrisch, so dass von der Mitte des Steinbettes nach dem südlichen Rand des Hügels 32 Fuss, nach dem nördlichen nur 25 Fuss gemessen wurden. Das Steinbett (Taf. XXIII, 3, 3¹, 3²) dieses Hügels war der imposanteste Bau der Art, den ich noch gesehen, und übertraf in der Grösse der dazu verwendeten Blöcke noch bedeutend das Steinbett des grossen Hügels bei Allenlüften (siehe »Antiquarische Mittheilungen« 1870). Besonders war die Nordseite des Steinbettes aus mächtigen, 3—4 Fuss im Durchmesser haltenden, mehr oder weniger runden und tafelförmigen erratischen Blöcken 3—4 Fuss hoch aufgemauert. Dimensionen des Steinbettes: Nordost 14 Fuss 5 Zoll Länge, Südwest 9 Fuss 5 Zoll, Ost 8 Fuss 6 Zoll, West 12 Fuss 5 Zoll Frontlänge. — Der Kranz des Steinbettes war durchweg aus grossen Blöcken aufgebaut, deren Zwischenräume, sowie das Innere der Bettung aus kleineren Rollsteinen oder Kieseln sorgfältig gefügt und durch gestampften Lehm fest verbunden waren. Ueberall zahlreiche Kohlen- und Aschenspuren. An Fundstücken oder Beigaben erwies sich dieser Tumulus als etwas reicher als seine Vorgänger im Oberholz. Am Rande des Steinbettes auf der Nordwestseite fand sich, zwischen den Steinen eingeklemmt, eine sehr verrostete Lanzenspitze von nicht ganz 7 Zoll Länge vor, deren Spitze allerdings fehlt. Sie hat eine 6 Linien im Durchmesser haltende kreisrunde Dülle, welche als Rippe sich bis zur Spitze der Lanze fortsetzt, und misst an der breitesten Stelle der Bahn 2 Zoll 3 Linien. Die Form dieser Lanzenspitze ist sehr ähnlich den vorrömischen aus gleichem Metall von der Station La Tène am Neuenburger-See. Ferner fand sich ebenfalls ausserhalb des Steinbettes, auf dessen Westseite, eine ganz zerdrückte Aschenurne von feinem, gelblichem, halbgebranntem Thon, welche mit weisslicher Asche und Kohlenpartikeln gefüllt war. Dieser Aschentopf hat einen kleinen Boden und erweitert sich nach oben rasch, der Rand scheint etwas einwärts gebogen zu sein. Parallele, rings umlaufende, horizontale Striche sind die einzigen bemerkbaren Verzierungen. Von besonderem Interesse waren

hier ziemliche Quantitäten verkohlter Eicheln, welche sich auf dem Steinbett gehäuft vorfanden und vermuthlich geopfert worden sein mögen. Im Uebrigen bestand der ganze Tumulus aus derselben feinen, gelben Sanderde, mit viel Asche und Kohle untermischt, wie die obenerwähnten A und B; auch hier stellenweise ganze Parthien einer sogenannten Ziegererde.

Nun wurde der vierte und letzte der Kallnacher Grabhügel in Angriff genommen und zwar der dritte derer im Oberholz C. Auch dieser zeigte unregelmässige Löcher, die wahrscheinlich von Fuchsbauen herrühren mochten. Der Durchmesser dieses Grabhügels mass von Nord nach Süd 50 Fuss, von Ost nach West 40, die grösste Höhe über dem Naturboden 6 Fuss, über dem grössern Steinbett 4 Fuss. Auch hier lagen die Steinbette, denn es fanden sich ihrer zwei, ganz excentrisch zur Mitte des Tumulus. Das grössere Steinbett, aus mässig grossen Rollsteinen und kleineren erratischen Blöcken länglich parallelepipedisch aufgebaut, mass 8 Fuss grösste Länge; grösste Breite auf der Südseite 3 Fuss 8 Zoll, in der Mitte 2 Fuss; auf der Nordseite 2 Fuss 5 Zoll. Die Höhe des Steinbettes war nicht über 1 Fuss 5 Zoll. Dieses Steinbett lag vom Südrand des Tumulus nur 18 Fuss entfernt, während dessen Nordseite vom Nordrande des Tumulus 27 Fuss entfernt lag. Noch mehr seitwärts, auf der Westseite des Grabhügels, zirka 6 Fuss vom grossen Steinbett entfernt, stiess ich auf ein zweites, kleineres Steinbett, welches in seiner Hauptaxe in derselben Richtung von Südost nach Nordwest lag, wie das grössere. Dieses Steinbettchen mass nur 6 Fuss Länge, auf der breitem Seite 2 und auf der schmalern nur 1 Fuss 5 Zoll Breite, und war aus kleinern Rollsteinen und gestampftem Lehm aufgebaut. Von Fundstücken enthoben wir diesem Tumulus blos Reste einer zerdrückten Aschenurne, deren Form nicht mehr eruirt werden kann; ferner ausserhalb des grossen Steinbettes zirka 2 Fuss entfernt, auf der Südseite, fand sich eine Armspange aus Lignit von 2 Zoll 6 Linien äusserem Durchmesser und $1\frac{1}{2}$ Zoll Höhe, bei 3 Linien Dicke. Dieser Armring war in lauter Lamellen zerfallen, die erst mit grosser Sorgfalt getrocknet und zur Erhaltung mit Leim getränkt werden mussten. Offenbar entspricht dieser Armring einem schwächtigen weiblichen Handgelenk und wir werden nicht irren, wenn wir diesen Grabhügel einer Mutter, der das grössere Steinbett, und einem Kinde, dem das kleinere Steinbett entspricht, zuweisen, während wir den Tumulus D im Buchersriedwald wegen seiner vorgefundenen Lanzenspitze einem helvetischen Kriegsmann zuschreiben können. Auch hier fanden sich grössere Mengen verkohlter Eicheln theils auf, theils unmittelbar am Steinbett vor.

Diess die Resultate der Untersuchungen der Grabhügel bei Kallnach, die, obgleich arm an Funden und Beigaben, besonders von Metall, doch alle die gleichen Eigenthümlichkeiten im Bau des Steinbette zeigen und von denen der eine, der »Käppelhubel«, als ein grosser Brandhügel oder Massengrab, die andern eher als einzelnen Personen geweihte Grabstätten zu betrachten sein möchten; besonders charakteristisch ist für die eine die Lanze, für die andere der Armring aus Lignit und des Kindes kleines Steinbettchen.

Nachtrag.

Letzten Herbst wurden wieder von Herrn *Dr. Salchli* in Aarberg Herrn *Birki* von derselben Fundstätte in der Buchsenlehmmatt zwei steinerne Gegenstände übermittelt, nämlich eine prachtvolle, glattpolirte und scharf geschliffene Axt aus Hornblende-

Smaragdit-Gabbro, erratisch aus den Walliser Alpen, von ganz eigenthümlicher, bei uns sehr selten vorkommender Form, sowie eine aus grauem, kieseligem Kalk verfertigte, sehr vollkommene Axt, in Form eines Spatels, in der Form der Votivbeile (z. B. aus Morbihan). Diese Gegenstände haben sich an der gleichen Stelle wie die schöne Chloromelanit-Axt gefunden. — Soeben erhalte ich von Herrn *Bürki* den Plan (Taf. XXII, 2), welchen Herr *Jenner* von der Stelle, wo auf der Buchsenlehmatte das prächtige Chloromelanitbeil gefunden wurde und welche er im Mai 1875 des Genauesten durchforscht, aufgenommen hat. Herr *Jenner* fand im noch nicht ganz verebneten Theil Feuersteinlamellen, sowie Eisenschlacken, so dass man annehmen könnte, der Tumulus reiche noch bis in die Eisenzeit hinein, was das Vorkommen solcher reinen Votivbeile aus Stein sehr wohl annehmen liesse. Denn offenbar haben wir es hier keineswegs mit Waffen zum Gebrauch zu thun, sondern mit kostbaren, einem Helden gewidmeten Weihstücken. Letztes Jahr (1878) scheint nun auch der Erdhaufen, der wahrscheinlich vom Aushub des Wassergrabens stammte, weggeräumt und auf die Felder verführt worden zu sein, wobei die beiden Beile aus Gabbro und eisenschüssigem Kieselkalk gefunden und von Herrn *Dr. Salchli* der Wissenschaft gerettet wurden, für welche Bemühungen ihm hier der lebhafteste Dank unserer Sammlung ausgesprochen sei.

Zum Schlusse erwähne ich noch, dass letzten Sommer bei Niederbipp 4 Fuss tief im Ackerland eine sehr schöne, spatelförmige sogen. Votivaxt gefunden wurde, welche aus einem sehr rauhen und groben cocänen Quarzsandstein (Niesen-Sandstein oder -Breccie) verfertigt, um und um bearbeitet und offenbar nie gebraucht worden ist und unserm Antiquarium gütigst von Herrn *Dr. Reber* überlassen wurde.

EDMUND VON FELLEBERG.

365.

Fresken in der Kirche von Valeria zu Sitten.

Im Herbst 1877 wurden im Chore der Kirche von Valeria einige Fresken aufgedeckt, die freilich durch eine leidige Uebertünchung arg beschädigt sind. Der »Antiquarische Anzeiger« brachte in einer der letzten Nummern eine kleine Notiz, worin die unrichtige Angabe sich findet, dass die Figuren mit dem Wappen des Bischofs Jost von Silinen versehen seien. Unter allen Figuren stehen die Wappen der Asperling, nämlich der *blaue* Löwe im goldenen Feld.¹⁾ Die zwölf Apostel sind über Lebensgrösse; seit vorigem Herbst sind noch mehr Fresken blösgelegt worden. Auf der Nordseite der Chor-Apsis beginnt die Reihe mit einem interessanten Votivbild von folgender Komposition: Oben Madonna mit dem Kind, sie steht auf abwärts gekehrtem Halbmond, umgeben von einigen fliegenden Engeln. Im unteren Theil dieses Bildes kniet rechts unter der Madonna ein Ritter mit dem Wappen derer von Asperling, hinter welchem mit fürbittender Geberde sein Schutzpatron steht, ein heiliger Bischof (S. Henricus?) — Hinter diesem kniet eine Dame, ebenfalls mit einer stehenden Schutzpatronin, der heiligen Katharina (das Wappen ist hier ein gelber Adler im rothen Feld).

Diesem Bilde folgen dann die heiligen Apostel in der Reihenfolge: St. Petrus, St. Andreas, St. Johannes, St. Jakobus major, St. Thomas, in der Mitte der Chor-Apsis.

¹⁾ Die von Silinen haben einen rothen Löwen im goldenen Feld.

(Ost) Christus, dann St. Jakobus minor, St. Philippus, St. Bartholomäus u. s. w. Die Apostel haben alle Spruchbänder mit den zwölf Sätzen des Credo. — Darüber eine obere Reihe von Bildern mit den Propheten Daniel u. s. w.; bis jetzt sind aber nur wenige Figuren abgedeckt. RAPHAEL RITZ.

366.

Ordnung für die Schneider in Luzern vom Jahre 1488.

Die gemeinen meister schnider hantwerks hant betracht vnd gesetzt von des gemeinen nutz wegen dise nachgeschribne stuck. Welcher schnider sin hantwerk wil triben für sich selber, der sol vor einem meister oder zweien ein Jar oder ij dienen, daby er erkent werde den meistern vnd öch den kunden, ob er sin hantwerk künd oder nit als den hie gewonlich ist vnd damit man versorget sy. Zum ersten so sol er künen ein priester vber altar richten vnd ein Heren oder burger in ein rat vnd ein frowen an ein tanz vnd ein ordensheren in ein kloster vnd ein ritter in ein turn(i)er oder in ein felt vnd ein buren (zu) eim pflug, vnd welcher der stuck eins oder me wil machen, der sol wissen, wie vil tuchs (man) mues han bin eim fiertel jecklichen stuck insunders weder zu fil noch zu wenig; vnd von des wegen hand wir angesehen ein jarzit vnd weler an einem bannen firabent wercket nachdem vj schlecht, so soll man in straffen bin eim halben lib. wachs an dz jarzit. Da biten wir vnser genedigen Heren vm Hilf vnd rat. — Staatsarchiv Luzern, Akten Gewerbsrechte. Dr. Th. v. LIEBENAU.

367.

Kupferstecher Martin Martini.

Durch die schöne Abbildung der Stadt Luzern vom Jahre 1597, den Stadtplan von Freiburg vom Jahre 1606 und das Bild der Murtner Schlacht vom Jahre 1609 hat sich der aus Graubünden gebürtige Geometer, Goldschmied, Glasmaler-, Siegel- und Kupfer-Stecher *Martin Martini* eine gewisse Bedeutung unter den Schweizer-Künstlern aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts gesichert. Wir überlassen die Würdigung der künstlerischen Leistungen Martini's einer kompetenteren Feder und beschränken uns darauf, biographische Notizen über diesen Künstler zusammen zu stellen, die vielleicht dazu beitragen, in Freiburg und Chur weitere Nachforschungen zu veranlassen.

Leider können wir nur ein düsteres Bild entrollen; denn nach den in Luzern liegenden Akten scheint Martini, der sich in der Regel »Goldschmied M. Martin Martin« schrieb, ein trauriges Dasein gefristet zu haben.

In Chur hatte Martini die Tochter eines hochbejahrten Mannes geheirathet, dem die Stadt die Münze übergeben hatte. Als Meister *Caspar Futter* dort Münzmeister war, schnitt Martini für seinen Schwiegervater in einem neben der Münze befindlichen Hause die Münzstempel. Zuweilen hörte man dort, wie Münzmeister Futter im Jahre 1601 in Luzern deponirte, ein sonderbares Klopfen. Als der Inhaber der Münze desshalb einmal die Thüre öffnete, fand er seinen Schwiegersohn »hinder dem Ofen« damit beschäftigt, »Haller mit einem Bleistempel zu schlagen«. Der Münzmeister »wüsch

ine rathlich ab«, theilte aber nur seinen nächsten Verwandten mit, woher jenes sonderbare Klopfen gekommen.

Bald darnach kam Martini mit seiner Frau, ohne Leumundszeugniss und Ausweisschriften, gegen Ende des Jahres 1592 nach Luzern und wohnte mit seiner Frau, die hier bald darnach starb, bei Meister *Johann Eglin* »dem Guldenschreiber«. Zu Ende des Jahres 1592, am Samstag vor Thomas, wurde Goldschmied Martini »zum Hinderstätten angenommen«, unter der Bedingung, dass er bis Lichtmess »sein Mannrecht, Udel und Bürgschaft stellen und 20 Gulden zu ynzug zalen« sollte, »wo nitt, widerum dahin strichen, daher er kommen« (Rathsprotokoll No. 43, Fol. 221, b).

Bald nach dem Tode seiner Gemahlin verlobte sich Martin mit der Tochter des *M. Baschi Seiler*. — Inzwischen rückte der Termin heran, innerhalb welchem Martin sein Mannrecht vorlegen sollte. Martin borgte Geld von seinem Hausherrn, verbrauchte dasselbe und verschob die Reise nach Chur. Als ihn Eglin an die Erfüllung seiner Pflichten mahnte, sprach ihn Martini darum an, er solle ihm »einen Udel- und Bürgschaftsbrief« machen, er wolle dann das ihm wohlbekannte Siegel von Chur stechen und »uf den brief trucken«. Eglin wies ihn ernstlich von dem Unternehmen ab, das nur dazu führen müsste, Beide in's Unglück zu stürzen. Martini verliess hierauf auf Betrieb *Seilers* Luzern, angeblich um sein »Mannrecht« in Chur zu holen, nachdem er das ihm von verschiedenen Leuten anvertraute Silber in einen Klumpen zusammengeschmolzen, der »wohl ein spann lang gsin«. Zwei Jahre (?) blieb Martini fort. Vergeblich reklamirten die Luzerner das ihm übergebene Silber von seinem Hausherrn Eglin, der auf mehrere Briefe von Martini nichts als grobe Antworten erhielt. In Chur ehelichte Martini *Barbara von Wyl* von Luzern (Deposition Eglin's vom Jahre 1601). — Am 27. Dezember 1593 wurde Martin Martini vom Rathe von Luzern wegen seiner Kunstfertigkeit als Bürger aufgenommen. Er schenkte hierauf dem Rathe von Luzern ein 17 Loth schweres »schönes Schälelin von Silber, gar kunstrich getrieben« (Schneller, Lukas' Bruderschaft 7 und Inventar des Silbergeschirres der Stadt Luzern vom Jahre 1594, Fol. 9 b, Mss. im Staatsarchiv). Da Martini zu Ende Februar 1593 mit seiner Gemahlin und dem Stubenknechte zu Gerwern einen Streit hatte (Rathsprotokoll No. 43, Fol. 259, b), so kann also seine Abwesenheit höchstens neun Monate, nicht aber zwei Jahre gedauert haben. Ueberhaupt scheint Martini, der sonderbarerweise in Luzern sich nie in die Lukas-Bruderschaft aufnehmen liess, viele Gegner gefunden zu haben, die ihn arg verfolgten. Zu diesen gehörte auch der aus Zürich stammende Maler *Hans Heinrich Wegmann*, mit dem Martini 1595 in einen Prozess verwickelt wurde. Martini, der damals, wie der Mannschaftsrodel zeigt, am Graben wohnte, hatte in Baar ausgestreut, Wegmann sei kein guter Maler, »er male wol schön habe aber kein bestand, sonder verderbe und falle ab; er habe auch kein gerecht farben«, desshalb lasse der Rath von Luzern auch durch Martini keine Arbeiten mehr ausführen (Zeugniss von Rath und Gemeinde Baar vom 20. Juli 1595). (Schluss in nächster Nummer.)

Kleinere Nachrichten.

Appenzell I.-Rh. »In diesem Kanton constituirten sich einige Freunde vaterländischer Geschichte als historisch-antiquarischer Verein von Appenzell I.-Rh. Der Verein macht sich die Erhaltung heimischer Alterthümer zur Aufgabe und lässt sich angelegen sein, dieselben durch zweckmässige Zusammenstellung zu einem anschaulichen Bilde früheren Lebens und Webens zu gestalten. Es soll jährlich wenigstens eine Versammlung sämtlicher Mitglieder stattfinden.« (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 45.)

Baselland. Ueber die Massnahmen der h. Regierung betreffend die projectirte Beseitigung des Beinhauses und der Circumvallation der Kirche von *Multenz*. (S. »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 41.)

Bern. Bei *Langenthal* fand ein Landwirth unter einer vom letzten Sturme am 20. Februar gebrochenen Tanne 31 meistens silberne Münzen von verschiedenem Werth und verschiedenem Gepräge, doch alle von ziemlich gleichem Alter — Mitte des XVII. Jahrhunderts. Die meisten Stücke documentirten sich als Basler, Freiburger und Solothurner Münzen, mit höchst interessanten Bezeichnungen, doch finden sich auch solche mit kaiserlichem oder bischöflichem Gepräge. Eine der Münzen zeigt das Bildniss Papst Pius IV. und die Jahrzahl 1664. Der »Oberaargauer« vermuthet, dieser Schatz sei nach dem Bauernkriege (mehrere Jahre nach dem 1653 stattgehabten Treffen von Herzogenbuchsee) von einem um Hab und Gut besorgten Landmanne vergraben worden. (A. a. O. Nr. 68.)

Die im Schiff der Kirche von *Jegenstorf* befindlichen Glasgemälde — Prachtstücke aus der Renaissance-Zeit — sollen auf Kosten des Herrn alt Grossrath Fr. Bürki in Bern durch den Glasmaler J. Müller restaurirt werden. (Das Nähere a. a. O. Nr. 70.)

Freiburg. Das durch den Februarsturm stark beschädigte Glasgemälde in der zur Stiftskirche St. Nicolas gehörigen Chapelle Notre-Dame des Victoires ist durch ein 1478 von dem Berner Urs Werder verfertigtes Fenster ersetzt worden, an welches sich (It. »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 87) eine für Freiburg interessante Erinnerung knüpft. Nach den Burgunderkriegen hatte die Stadt von Kaiser Friedrich III. das Recht erhalten, die kaiserlichen Insignien zu führen. Alsobald bestellte die Republik um den Preis von 50 Franken in Bern neun Wappenfenster mit kaiserlichem Adler und Krone. Sie waren für S. Nicolas, das Stadthaus und die Canzlei bestimmt. Auf dem Estrich des letztern Gebäudes ist die oben genannte Scheibe gefunden worden, die, nunmehr restaurirt, eine würdige Wiederaufstellung gefunden hat.

Genf. Beim Fundamentiren eines Hauses an der Rue du commerce stiess man circa 4 M. unter der Oberfläche des Bodens auf Pfahlreihen, denjenigen entsprechend, welche bei Pfahlbauten gefunden wurden. Man schliesst daraus, dass einst der See bis an die Rues Basses gereicht und hier eine Ansiedelung gestanden haben müsse. An der nämlichen Stelle sollen auch Reste römischer Bauten entdeckt worden sein. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 36.) Bei der Restauration der *Makkabäerkapelle* wurde die zwischen ihr und der Kathedrale befindliche Verbindungspforte wieder aufgefunden, ein spitzbogiges Portal von der Höhe des Seitenschiffes mit eleganten Säulen und polychromen Capitälen. (A. a. O. Nr. 68.)

In einem Landgute bei *Corsier* (unweit Genf) wurde das Skelett eines gallo-römischen Kriegers nebst Schwert und Speer gefunden. Schon früher sollen ähnliche Entdeckungen in dortiger Gegend gemacht worden sein. (A. a. O. Nr. 49.)

Graubünden. Das »Bündner Tagblatt« meldet von der Bettstelle des bekannten Obersten Georg Jenatsch, die unlängst nach Chur verbracht worden ist. Von gewaltigen Dimensionen und reich geschnitzt, zeigt sie des Besitzers Wappen: zwei silberne, einander abgekehrte Halbmonde, die quer ein Pfeil durchsticht, darüber der kaiserliche Doppeladler. Reich vergoldetes Laubwerk umgibt das Wappen. Die Stelle der Bettsäulen vertreten wilde Männer, das Wappenbild des Zehngerichten-Bundes. Herr Statthalter Michel überlässt dieses werthvolle Erbstück dem rhätischen Museum als Depositum. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 57.)

Luzern. Im »Vaterland« (April) macht ein Einsender mit feiner Ironie den Vorschlag, es möchte künftig in Luzern, bevor ein öffentliches Baudenkmal renovirt werde, eine photographische Aufnahme des betreffenden Objectes stattfinden. Dieser Vorschlag wird begründet durch die Thatsache, dass der schöne alte Brunnen auf dem Platze vor der Hofkirche so »restaurirt« worden sei, dass man den Ständer entweder entfernen oder denselben mit einer Inschrift des Inhalts versehen sollte: »Im Jahre der central-schweizerischen Kunst- und Gewerbe-Ausstellung ist dieser Brunnen so zugerichtet worden. Gott und Maria wollen seine anderen Co.legen vor gleichem Unheil bewahren.«

Neuenburg. Dem »Vignoble« zufolge hat Herr A. Borel von Bevaix letzte Woche in der Pfahlbaustation bei Châtelard einen sehr schönen Einbaum aufgefunden. Das neue Fundstück ist wohl das bemerkenswertheste bis jetzt aufgefundene Exemplar. Der Kahn besteht aus einem einzigen Stück Eichenholz, misst 8 m. in die Länge, 90 cm. in die Breite und 65 cm. in die Höhe und ist vollkommen erhalten. In dem ausgehöhlten Raume mochten circa 12 Personen Platz finden. Die in geringer Entfernung von einander abstehenden Einschnitte für die Ruderbänke sind noch sichtbar, dagegen findet sich keine Spur von Ruderhaltern. Interessant ist der Umstand, dass das Vordertheil eine leicht gebogene Verlängerung zeigt, bestimmt, das Fahrzeug am Ufer zu befestigen, während das Hintertheil in eine schnabelförmige Spitze ausläuft. Trotz aller Vorzüge wird dieses Unikum doch nicht so berühmt werden, wie der bekannte Einbaum von Morges, der letztes Jahr zu langen diplomatischen Verhandlungen zwischen den Regierungen von Genf und Waadt und zu einem sehr ansehnlichen Notenwechsel geführt hat. (»Neue Zürcher Ztg.« Nr. 124.) Laut »Gazette de Lausanne« vom 13. März soll dieses à l'endroit dit Bazuge en vent du Châtelard zu Tage geförderte Fundstück für das Museum in Chaux-le-Fonds bestimmt sein.

Nidwalden. Am hintern Ennerberg sind Erdarbeiter auf ein aus unbehauenen Kalksteinplatten errichtetes Grab gestossen, in welchem sich das zerbröckelnde Scelett eines ausgewachsenen Mannes befand. Von Waffen, Schmuck u. dgl. zeigte sich keine Spur. (»Neue Zürcher Ztg.« Nr. 150, 31. März.) Ausführlicheres »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 78.)

Schaffhausen. Ueber ein am 12. März in der *S. Johannkirche* entdecktes Wandgemälde cf. »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 81. Mit zwei gegen eine Stimme hatte der kleine Stadtrath den Beschluss gefasst, es sei dasselbe wieder übertünchen zu lassen. Die neuerdings erhobenen Vorstellungen jedoch und das Anerbieten des antiquarischen Vereins, die Erstellung eines beweglichen Verschlusses auf eigene Kosten zu übernehmen, scheinen den hohen Magistrat etwas toleranter stimmen zu wollen. Das figurenreiche Gemälde, die Kreuztragung Christi darstellend, befindet sich an der Westseite des äussersten südlichen Seitenschiffes und ist ohne Zweifel bald nach dessen 1517 stattgehabter Erbauung verfertigt worden.

Schwyz. In einem Keller zu *Einsiedeln* fand man letzter Tage (März) Gold- und Silbermünzen aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Im Finsterwald bei *Rothenthurm*, wo 1798 das Gefecht zwischen Schwyzern und Franzosen stattgefunden hatte, wurden grosse Quantitäten von Ladstöcken, Bleikugeln u. s. w. zu Tage gefördert. (Allg. Schw. Ztg. Nr. 71.)

Uri. Die Tellskapelle am See ist nun (April) abgetragen, nachdem vorher die Wandgemälde von kundiger Hand mit verhältnissmässig günstigem Erfolg abgehoben worden waren. Der Wiederaufbau wird nicht lange auf sich warten lassen. Das Kapellenglöcklein trägt die Jahrzahl 1590 und es figuriren darauf die drei Männer mit aufgehobener Rechte, als Symbol des Rütli Schwurs. (Schw. Grenzpost Nr. 93.)

Die »Gazette de Lausanne« vom 7. April tischt ihren Lesern das folgende allerliebste Curiosum auf:

»*Une femme de l'époque lacustre moulée sur le vivant!*«

»Malheureusement le moule n'est pas entier; mais tel qu'il nous est parvenu, il n'en est pas moins curieux et intéressant.

»Sur le fond d'un vase de l'âge de Bronze, provenant de la station lacustre de Corcelettes, au lac de Neuchâtel, M. le professeur Forel a remarqué cinq creux faits évidemment par l'artiste potier en enfonçant ses doigts dans l'argile encore tendre; un moulage en plâtre lui a donné le relief qu'il a exposé hier devant la Société vaudoise des sciences naturelles.

»Sur ce moulage on voit deux fois l'extrémité du pouce et trois fois l'extrémité de l'index, chacune d'eux sur une longueur de près d'un centimètre. L'ongle du pouce dont on peut voir tout le pourtour parfaitement modelé, était fort joli, à courbe régulière, moyennement convexe; il mesurait onze millimètres de largeur sur douze de longueur. L'ongle de l'index est moins bien reproduit; il mesurait neuf millimètres de largeur sur onze de longueur; il était assez fortement convexe transversalement, et présentait une flèche de plus de deux millimètres.

»D'après les dimensions et la forme des doigts, l'artiste potier était une femme.

»La pièce archéologique qui a fourni ce moulage porte le n° 10,646 du catalogue du cabinet des antiques du Musée cantonal vaudois à Lausanne.«

Zürich. In der »Kurzägel« bei Seew, einer reichen Fundgrube römischer Alterthümer, stiessen diesen Winter Arbeiter beim »Ausreuten« eines Stückes Land auf Mauerreste und förderten einige römische Münzen aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., ein Hirsch- und ein Rehorn, eine Lanzenspitze, eine kleine Glocke, Glas, Metall, Mauleselhufoisen, und ein Ziegelstück mit dem Zeichen der XXI. Legion zu Tage. Bei Arbeiten auf der Ebene, in der Nähe des Steinbruchs, wurde ein Ziegelstück mit dem Legionszeichen LXXI.S., eine schöne Topfscherbe und ein Ackerstein mit einem Loche gefunden. Da die Landleute rings herum beim Pflügen noch auf Mauern stossen, so muss die Ortschaft ziemlich gross gewesen sein. Das Hauptgebäude stand aber jedenfalls auf dem Hügel und war stark befestigt, dafür sprechen die dicken Umfassungsmauern. Wenn vielleicht später die Anhöhe zum Ackerbau urbar gemacht wird, so mag noch manches interessante Fundstück zu Tage gefördert werden. (Neue Zürcher Ztg. Nr. 132.)

Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur die Schweiz betreffend. *)

Augsburger Allgemeine Zeitung. Beilage zu Nr. 49: Die Grafen von Greiers, von Oskar Schwebel.

Allgemeine Schweizer Zeitung. Beinhaus und Ringmauer der Kirche in MuttENZ. Nr. 41 und 57. Neu entdecktes Wandgemälde in St. Johann zu Schaffhausen. Nr. 81.

Bollettino storico della Svizzera italiana. Anno I. Nr. 1. (Bellinzona, Carlo Colombi). *A. Baroffio:* Memoire storiche sulle diverse chiese ed oratorj esistenti in Mendrisio. *Dr. A. Nüscheler:* Le iscrizioni delle campane nel cantone Ticino.

Ernst, Ulrich. Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Winterthur, Bleuler-Hausheer & Comp., 1879. 4 lith. Tafeln.

Escher, Albert. Schweizerische Münz- und Geldgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 4. Heft Bern, J. Dalp (K. Schmid) 1879.

Der *Formenschatz.* *Jost Ammann:* Holzschnitt Nr. 4. *Peter Flötner:* Intarsien Nr. 3 und 4. *Hans Holbein:* Skizzen zu Degengriffen im Museum von Basel und British Museum in London, Nr. 2 und 5. Derselbe: Entwurf zu Schmucksachen im Brit. Museum, Buchtitel und griechische Initialen, Nr. 3. Skizze eines Pokals im Museum von Basel, Nr. 4. *Tobias Stimmer (?)*: Entwurf zu einem Glasgemälde, Nr. 3. *Unbekannter Meister:* Entwurf zu einem Glasgemälde mit dem Wappen der Stadt Winterthur, Nr. 4.

Musée Neuchâtelois. Février. Art et artistes neuchâtelois. (Suite). Ancienne porte du château à Neuchâtel avec planche.

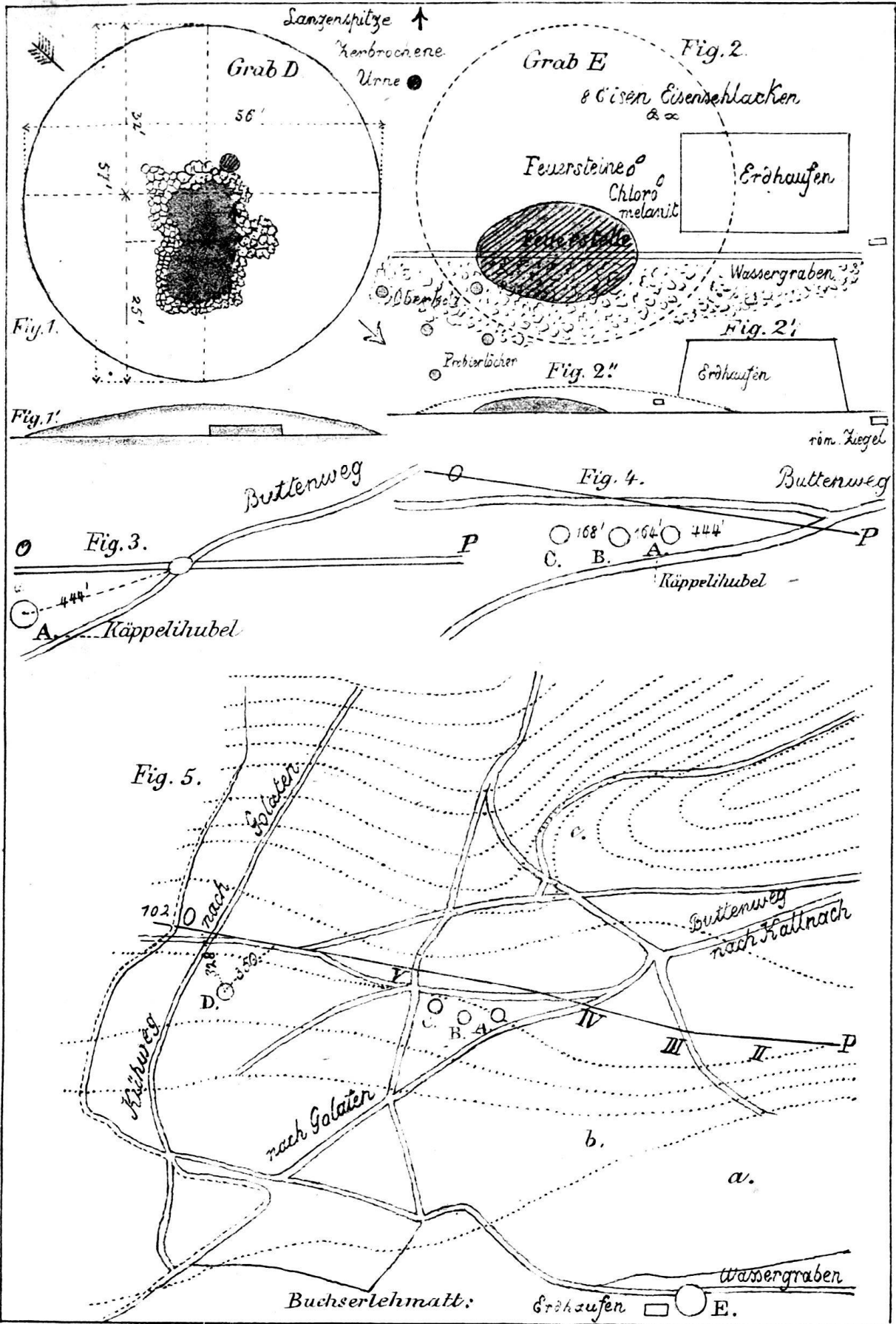
Tagblatt für den Kanton Schaffhausen: Nr. 17—23. Der Schaffhauser Onyx, Vortrag von Prof. Dr. Oeri.

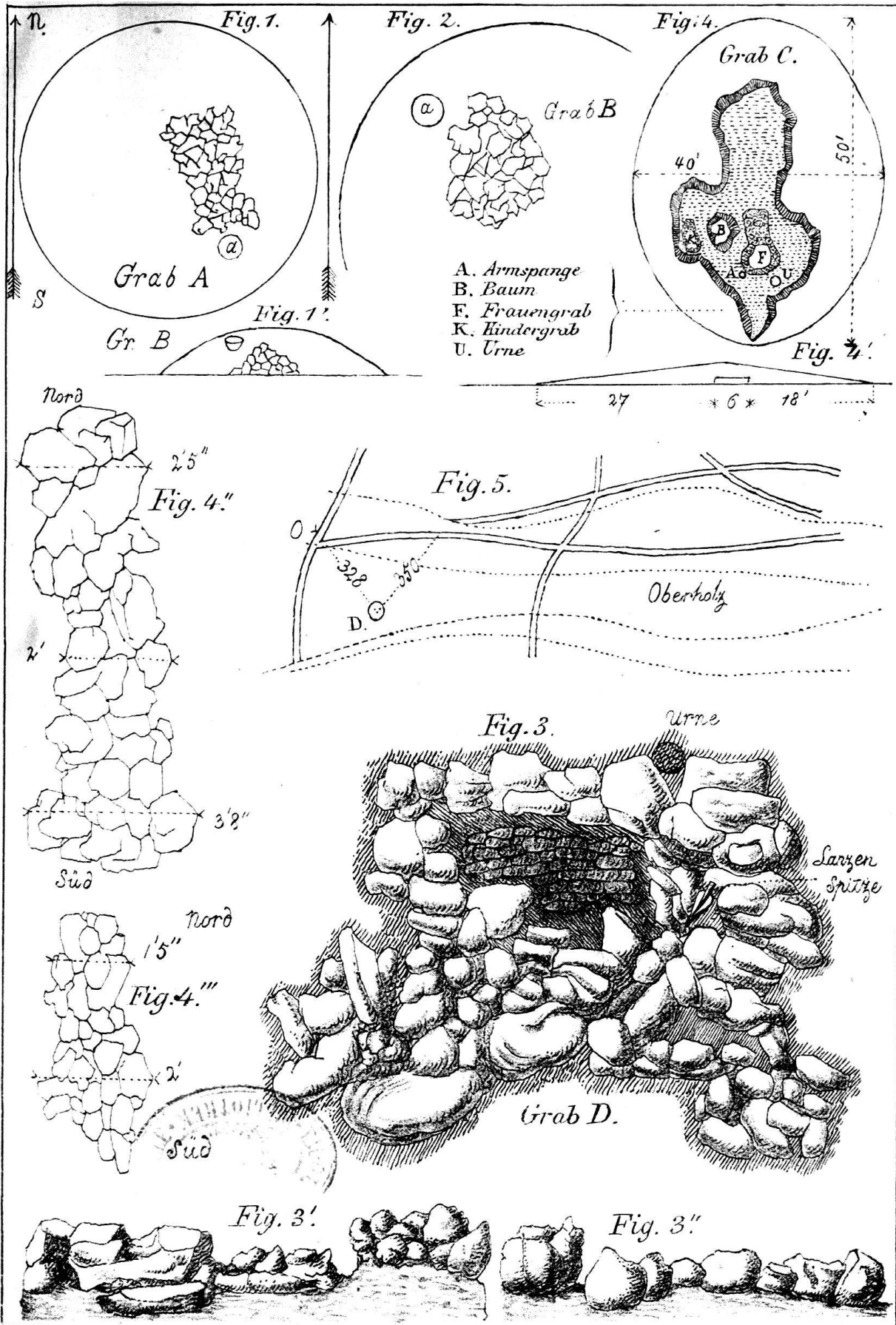
Vetter, Ferd. Das Berner Münster in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Akademischer Vortrag, gehalten im Rathhaussaale zu Bern den 17. Dezember 1878. Bern, Commissionsverlag von J. Dalp (K. Schmid) 1879.

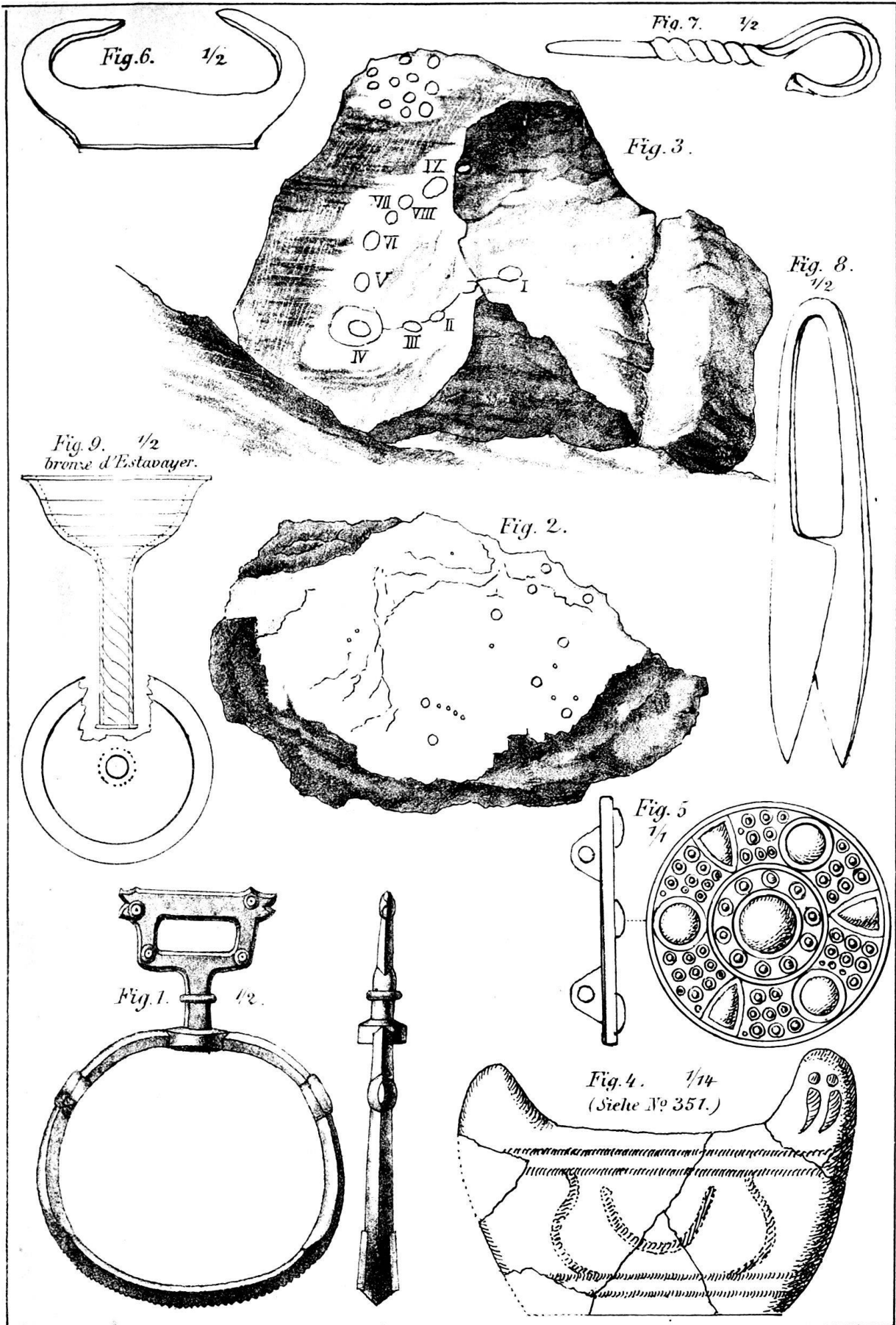
Vögelin, S. Das alte Zürich. Lieferung III. Zürich, Orell Füssli & Co. 1879.

Zeitschrift für bildende Kunst. Nr. 5. *C. Brun,* Luini's Passion in S. Maria degli angeli in Lugano. (Schluss.)

*) Das Verzeichniss der neuesten Literatur geben wir, ohne die Verantwortlichkeit für eine vollständige Aufzählung der jeweilig erschienenen Werke übernehmen zu können. Wir erlauben uns daher, an die Herren Autoren und Verleger, in deren Interesse es liegt, ihre Veröffentlichungen in weiteren Kreisen bekannt zu wissen, die Bitte zu richten, unsere Verzeichnisse durch gefällige Mittheilungen vervollständigen zu helfen.







ANZEIGER

FÜR

SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 3.

ZÜRICH.

Juli 1879.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 50 Cts. — Man abonnirt bei den Postbureaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direkt bei der Verlagsbuchhandlung von **J. Herzog** in **Zürich**.

Inhalt: An die Herren Mitarbeiter und Subscribenten zur gefälligen Kenntnissnahme. S. 919. — 368. Vorhistorische Funde aus dem Aargau (Nachtrag), von B. Ræber. S. 920. — 369. Münzfund im Rennweg, Zürich, von Dr. Ferd. Keller. S. 920. — 370. Ein Grabfund in Nidwalden, von P. Martin Niederberger in Stanz. S. 922. — 371. Zur Baugeschichte des Basler Münsters, von Dr. Achilles Burckhardt. S. 923. — 372. Das Kreuz von Engelberg, von J. R. R. S. 929. — 373. Façadenmalerei in der Schweiz, von Prof. Sal. Vögelin jr. S. 931. — 374. Kupferstecher Martin Martini, von Dr. Th. von Liebenau (Schluss). S. 932. — 375. Der Glasmaler-Monogrammist A. H. (II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts), von Dr. H. Meyer-Zeller. S. 935. — Miscellen. S. 938. — Kleinere Nachrichten. S. 940. — Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur, die Schweiz betreffend. S. 942.

An die Herren Mitarbeiter und Subscribenten zur gefälligen Kenntnissnahme.

In ihrer Sitzung vom 24. Mai hat die Antiquarische Gesellschaft die Neuwahl eines *Redactions-Comités für den »Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde«* vorgenommen.

Seit dem Rücktritte des Herrn Dr. *Ferdinand Keller* hatte die Leitung dieses Unternehmens in der Hand einer provisorischen Commission gestanden. In Folge mehrerer Rücktrittserklärungen, sowie des Hinschiedes unseres verdienstvollen Actuars, des Herrn Professor Dr. *J. J. Müller*, hat sich indessen herausgestellt, dass die bisherige Art des Betriebes den Interessen des Organes zu entsprechen nicht mehr vermöge und daher eine nunmehr definitive Ordnung der Dinge geboten sei.

Im Hinblicke besonders auf die schon lange wünschbar gewesene Einheit der Führung hat nun die Antiquarische Gesellschaft beschlossen, es sei künftighin die Leitung der Geschäfte einem *Hauptredactoren* zu überweisen. Demselben steht eine gegenwärtig vier Mitglieder zählende Commission zur Seite, der die Hinzuziehung weiterer Mitglieder nach freier Wahl überlassen ist. Die Wahl zum *Hauptredactoren* ist auf den *Unterzeichneten* gefallen; als *Mitredactoren* wurden die Herren *Escher-Züblin*, Professor *Salomon Vögelin jr.*, Mitglieder der früheren Redactionscommission, bestätigt, und neu gewählt die Herren Professor Dr. *H. Blümner* und Dr. *Albert Burckhardt* von Basel.

Unser verehrter Ehrenpräsident, Herr Dr. *Ferdinand Keller*, dem diese Beschlüsse zur officiellen Anzeige gelangt sind, hat denselben seine geneigte Zustimmung ertheilt

und zugleich die erfreuliche Mittheilung gemacht, dass er auch fernerhin entschlossen sei, die Arbeiten der Redactoren durch seine bewährten Kräfte und vielseitigen Kenntnisse zu unterstützen.

Dadurch ist die bisherige Bedeutung des »Anzeigers« auch fernerhin garantirt, während andererseits die Redaction um die Erweiterung des Stoffgebietes durch Beiträge und Abhandlungen über Dinge und Zustände aus mittleren und neueren Zeiten nach Kräften bemüht sein wird.

Indem wir unsere Herren Subscribenten und Mitarbeiter ersuchen, auch künftig dem Unternehmen ihre geneigte Unterstützung kräftigst zuzuwenden und Sie, Tit. ! einladen, *Ihre gefälligen Beiträge fortan an die Adresse der Hauptredaction dirigiren zu wollen*, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung:

Für die Redactions-Commission,
Prof. Dr. J. Rudolf Rahn.

368.

Vorhistorische Funde aus dem Aargau.

(Nachtrag.)

Othmarsingen.

Hier fand man das Bruchstück eines Serpentinhammers, das sich nunmehr nebst einem Steinbeil von Villnachern in der Sammlung der Kantonsschule Aarau befindet.

Rheinfelden.

In der Sammlung des Schulhauses daselbst sah ich ein 0,175 M. langes, vorn an der Schneide 0,037 M. breites, 182 Gramm schweres, mit einer dicken Schicht Grünspan überzogenes Bronzebeil. An manchen Stellen, besonders an den Seiten, hat sich das tief eingefressene Oxyd losgelöst, so dass die Oberfläche höckerig geworden ist. Die 0,003 M. erhöhten Ränder zeigen keine Umstülpung. In der primitiven Ausarbeitung und der länglichen Form gleicht diese Bronze der früher beschriebenen. Man fand sie, wie mir Herr Pfarrer *Schröter* mittheilte, zwischen Rheinfelden und Rheinburg etwa 6 Meter tief im Grien.

Suhr.

Im Steinbruche »im Berg«, in dem sogenannten Oberthal, entdeckte man drei ausgezeichnet erhaltene Steinbeile.

Genf, im Mai 1879.

B. REBER, Apotheker.

369.

Münzfund im Rennweg, Zürich.

Während der drei Dezennien, die ich auf dem sogenannten Rain im innern Rennweg wohne, hatte ich oftmals Gelegenheit, wenn vor den Thüren der Häuser der Boden zum Zwecke der Legung von Abzugs-, Wasser- oder Gasleitungsröhren aufgebrochen

wurde, zahlreiche Bruchstücke römischer Dachziegel, von Tafel- und Kochgeschirr, etwa auch von Glasgefäßen aufzuheben, um dieselben in unsern Sammlungen auf dem Helmhause niederzulegen. Der Boden, auf den die jetzt noch vorhandene Umfassungsmauer des römischen Kastells, sowie die Häuser des inneren Rains gesetzt sind, ist ein feiner Sand, in dem sich hie und da erratische Blöcke (Alpenkalk) vorfinden. Der Lindenhofhügel ist nämlich eine Moräne, die nach Süden bei dem Hause zum »Kindli« aus einer Ablagerung von Felsblöcken, an der entgegengesetzten Seite gegen die Strafanstalt aus feinem Sand, bei uns Schliesand genannt, besteht. Der Raum zwischen der Kastellmauer und der römischen Strasse, jetzt Rennweg, die etwa 5—6' tiefer lag, bildete ursprünglich einen Abhang, auf welchem die Häuser von No. 2 an bis zur Fortunagasse erbaut sind. Merkwürdiger Weise haben die meisten dieser Wohnungen keinerlei Fundamente und ruhen zunächst auf Schutt, der von dem ehemaligen Kastell herrührt, und auf dem eben erwähnten Sandboden. Im Winter 1878 wurde an mehreren Punkten mit der Abtragung des innern Rains begonnen und im Jahr 1879 damit fortgefahren. Sämmtliche Häuser mussten, um deren Hausflur auf die Ebene der Strasse zu bringen, unterbaut und mit Fundamenten versehen, es musste auch, um für die Erdgeschosse und Keller Raum zu gewinnen, der Untergrund der Häuser weggeschafft werden. In der Erde, die unter den Häusern No. 6 und 8 sich befand und nach der neuen Landanlage am Ende der Tödi- und Claridenstrasse in Enge abgeführt wurde, bemerkte ich wiederum zahlreiche Dachziegelfragmente und rothe Scherben mit Reliefdarstellungen. Als am 31. Mai 1879 einige Minuten vor 12 Uhr ein Knabe, Namens Rudolf Guldener, der Wittwe Vogel in No. 8 zum »Damhirsch« das Mittagessen (Cantine), das er in der »Herberge zur Heimat« geholt hatte, überbrachte und über den innerhalb des Hauses liegenden Erdhaufen stieg, bemerkte er in demselben ein Goldstück, und fand dann bei eifrigem Nachsuchen, wobei er von andern Knaben beobachtet wurde, eine Menge theilweise mit etwas Grünspan bedeckter Silbermünzen, denen er Anfangs wenig Werth beilegte. Da die Arbeiter sich um halb 12 Uhr zum Mittagessen entfernt hatten und erst nach 1 Uhr wieder auf dem Platze erschienen, so hatten die Knaben Zeit genug, mit den herumliegenden Arbeitsgeräthen den Erdhaufen zu durchwühlen und von dem grössten Theile des Schatzes Besitz zu ergreifen. Bei ihrer Rückkehr hatten die Arbeiter nur noch die Nachlese und mussten sich mit etwa 150 Stück, worunter sich ein goldenes befunden haben soll, begnügen. Auch an der Stelle, wo der Schutt in's Wasser geworfen wurde, fand man am Rande eine beträchtliche Anzahl Denare.

Den folgenden Tag, während dessen noch viel gewühlt wurde, war nichts mehr zu finden. Nach den Versicherungen des Schuhmachermeisters Gasser, Besitzer des Hauses No. 6, welcher bei der Aufdeckung anwesend war, waren bisweilen mehrere Dutzend solcher Münzen, die er in den Händen der Knaben bemerkte, durch Grünspan wie zusammengekittet, aber keine einzige war durch anklebende Erde verunreinigt, obwohl viele Stücke, vielleicht die Hälfte, schwärzlich angelaufen waren. Es ist dies in Verbindung mit dem Umstande, dass sämmtliche Münzen auf einem Punkt vereinigt waren, ein Beweis, dass die Münzen in einem Topf verwahrt lagen, obwohl von einem solchen keine Fragmente aufgehoben wurden. Was die Menge der hier entdeckten Münzen betrifft, so ist es durchaus unmöglich, ihre Zahl auch nur einigermaßen mit Genauigkeit zu bestimmen. Die Knaben gaben im Anfange, d. h. am Nachmittag

jenes Freitags, ihre Stücke um 30—50 Cts. her; nachdem sie aber in der Apotheke gelernt hatten, dieselben mit Schwefelsäure zu reinigen, verlangten sie 70 Cts., ja 1 bis 2 Fr. In den folgenden Tagen waren die meisten Bewohner des Rennweges mit einzelnen Stücken versehen. Die Arbeiter wussten, dass sie die *in* einem Hause gefundenen Dinge nicht als ihr Eigenthum betrachten durften, und waren mit dem Verkaufe ihrer Funde äusserst behutsam und verhandelten ihre Pfennige nur in einzelnen Stücken. — Wenn ich nun die mir bekannt gewordenen, von Privatpersonen erworbenen Sammlungen von 50, 70 oder 90 Stück addire, so komme ich mit Sicherheit über die Zahl von 1000 Stück hinaus; setze ich nun den Rest der unter dem Publikum kursirenden Denare und der in der Landanlage gefundenen auf 500, so ist der Ansatz des Inhaltes in der Urne mit 1500 Stück jedenfalls nicht zu hoch gegriffen. Das Alter dieser Münzen lässt sich nicht genau angeben, da uns kaum 150 Stück zu Gesicht gekommen sind; unter diesen ist die älteste von Claudius und die jüngste eine solche von Gallienus, und es ist also anzunehmen, dass der Schatz unter der Regierung dieses Kaisers, und zwar zur Zeit einer Invasion der Germanen in helvetisches Gebiet, vergraben wurde. Die Mehrzahl dieser Münzen ist unter Antoninus Pius geprägt, ein Umstand, der sich durch die lange Regierung dieses Fürsten und durch die Ruhe, welche Helvetien unter seiner Herrschaft genoss, erklären lässt. — Zu bemerken ist noch, dass sich unter sämtlichen Münzen keine einzige aus Kupfer oder Bronze und keine stark abgeschliffene befindet.

Dr. FERD. KELLER.

370.

Ein Grabfund in Nidwalden.

(Nach Mittheilung des Herrn P. *Martin Niederberger* in Stanz.)

Rechts oberhalb der Strasse von Stanz nach Buochs zieht sich auf dem Ennerberg am nördlichen Rande des Plateau's ein nicht mehr begangener, mit Feldsteinen belegter Fussweg hin. Im März dieses Jahres liess der anwohnende Grundeigenthümer, Herr Wagner, einen Theil dieses Pfades umgraben. Hierbei stiess man nur wenige Centimètres unter der Erdoberfläche auf Kalksteinplatten, deren regelmässige horizontale Lagerung die Aufmerksamkeit der Arbeiter erregte. Man forschte nach und fand in einem Grabe, mit dem Antlitz nach Osten gebettet, das ausgestreckte, vollständige, jedoch sehr morsche Gerippe eines kräftigen Mannes, dessen Schädel noch die vollständigen Reihen weisser Zähne zeigte. Die Länge des Grabes betrug M. 2,20, die Breite 0,57. Die Wände waren aus erratischen Granitblöcken lose aufgeschichtet, irgend welche Beigaben (Waffentheile, Schmucksachen, Fragmente von Gefässen etc.) dagegen nicht zu finden. Ein Hügel, der ehemals wohl das Grab bedeckte, mag bei Urbarmachung des Bodens oder bei der Anlegung des Weges schon längst beseitigt worden sein. — Der Herr Berichterstatter ist geneigt, diese Grabstätte als eine keltische zu bezeichnen.¹⁾ Er weist auf die von Herrn *Brandstätter* in den »Schweizerblättern« aufgeführten keltischen Flur- und Alpen-Namen hin, die dort zu Lande noch mehrfach sich forterhalten haben,

¹⁾ Ganz gewiss ein vereinzelt alamanisches Grab. F. K.

auf Fundstücke: Stein- und Bronzebeile, deren mehrere dem Vierwaldstättersee entnommen worden sind, so an der »Acheregg«, Stanzstaad gegenüber, wo vor etlichen Jahren ein sehr fein gearbeitetes und wohlerhaltenes Bronzebeil gefunden worden ist, das sich gegenwärtig im Landesmuseum von Stanz befindet.

Endlich macht Referent auf einen zweiten, kaum eine halbe Stunde vom Ennerberg und gleichfalls am Fusse des Buochserhornes unweit der Aa gelegenen Grabhügel aufmerksam. Es ist von conischer Form und bedeutenden Dimensionen. Der Eigenthümer des Grundstückes, auf dem sich derselbe befindet, pflegt hier öfters nach Fluss sand zu graben und soll man, nachdem schon früher Gebeine und Schädel zu wiederholten Malen gefunden worden seien, vor zwei Jahren ein vollständiges Gerippe in sitzender Stellung zu Tage gefördert haben.

371.

Zur Baugeschichte des Basler Münsters.

Es wird jetzt so ziemlich allgemein angenommen, dass die ältesten Theile der Kirche aus der Zeit unmittelbar nach dem Brande von 1185 herrühren; ich will für die ganze Anlage dieses Datum nicht im Geringsten in Zweifel ziehen, doch möchte ich mit Bestimmtheit dafür eintreten, dass an dem Neubau von 1185 ältere Fragmente verwendet worden sind; denn wer die Kapitelle der Gallerie näher in's Auge fasst, wird kaum glauben, dass alle erst dem Ende des XII. Jahrhunderts entstammen. Es hätte freilich eine Uebernahme aus einem frühern Bau für diesen Theil im Grunde nicht sehr grosse Wahrscheinlichkeit für sich, wenn sich eine solche nicht für gewisse Stücke sicher erweisen liesse. Nun sind aber im linken Querschiff-Arm (St. Gallus-Kapelle) im Umgang oben an der die Wand bekleidenden Bogenstellung sicherlich drei Säulchen nicht für diesen Platz gearbeitet, denn einmal sind sie auffallend schlanker als die andern und dann, was entscheidend ist, bestehen sie nicht aus Sandstein, wie alle übrigen, sondern aus einem dunkeln polirten Marmor, an dem die Farbe nicht so leicht haften bleibt; ein viertes Marmorsäulchen befindet sich gegenüber in der Stephanskapelle, wo Langhaus und Querschiff sich treffen; es wird keinem Zweifel unterworfen sein, dass dies Reste eines ältern Gebäudes sind, der Stoff macht es wahrscheinlich, dass sie ein Tabernakel über einem Altar oder eine Kanzel getragen haben; die Kapitelle darüber sind nicht zugehörig, sondern aus Sandstein gearbeitet.

Doch dies nur nebenbei; grössere Bedeutung hat für uns die Frage: Wie sah das Münster vor dem Erdbeben von 1356 aus, oder mit andern Worten, wie wurde der 1185 begonnene Bau ausgeführt? Nun ist es bekannt und ausser allen Zweifel gesetzt, dass wir uns das Münster vor dem Umbau, der auf das Erdbeben folgte, als dreischiffige Kirche vorzustellen haben. Im Aeussern sind das jetzige Querschiff und das Langhaus (nur muss man sich die zwei äusseren Seitenschiffe weg denken) ohne grosse Aenderung geblieben, ausser dass der romanische Bogenfries, der die Mauer krönte, weggefallen ist und das Ganze ringsum einige Fuss erhöht wurde.¹⁾ Eine bedeutendere Veränderung ist

¹⁾ Spuren dieses Frieses finden sich an verschiedenen Stellen des Gebäudes, so der einzig erhaltene Bogen am südlichen Querschiffe, ausserdem viele Kämpfer, einige noch hervorragend, die meisten abgemeisselt; weitere Theile des alten Frieses sind bei der Erhöhung der Mauern nach dem Erdbeben als Bausteine verwendet worden.

nur mit den Strebepfeilern vorgenommen worden. Die Anlage von 1185 war auf solche berechnet, wie der Chor zeigt, wo sie sich in ihren untern Theilen intakt erhalten haben ausserdem lässt sich in den Seitenschiffen leicht bemerken, dass sie mit den Pfeilern, an die sie anlehnen, zusammengebaut wurden; aber sie sind, wie ich mich überzeugt habe, nach Aussen verlängert und nach oben erhöht worden. Letzteres lässt sich von den Thürmen aus leicht sehen; einmal ist es an und für sich unwahrscheinlich, dass die Strebebogen auf den frühern Bau zurückgehen, und dann erweisen sie sich deutlich als später aufgesetzt, denn sie sind schmaler als die Pfeiler, auf denen sie aufsitzen; ferner sieht man an der Hauptschiffmauer direkt unter den jetzigen Strebebogen etwa 2 Fuss über das Dach der höhern Nebenschiffe das Ende der alten Strebepfeiler hervorragen, von dort schrägten sie sich ab bis zu dem Stück, das aus dem Dach der äussersten Schiffe jetzt hervorragt, auf welches dann beim Umbau die Baldachine mit den vier Evangelisten gestellt wurden. Auch nicht so weit nach Aussen erstreckten sie sich ursprünglich; als die äussersten Seitenschiffe oder Kapellen gebaut wurden, setzte man an die alten Strebepfeiler bedeutende Stücke an, um für den Anbau grössere Breite zu gewinnen; eine Betrachtung der Strebepfeiler im linken (nördlichen) Seitenschiff zeigt das deutlich: Man bemerkt an beiden und zwar auf beiden Seiten eine von der Decke nach unten schräg auswärts laufende Fuge, welche den neuen Zusatz unzweifelhaft andeutet. Die Höhe der Strebepfeiler war immerhin noch genügend, denn sie reichten noch über den Punkt hinaus, wo im Innern der Kirche die Gewölberippen in den Kapitellen auf die Pfeiler trafen; damit thaten sie ihren Dienst vollkommen und höher brauchten sie nicht zu sein. Die Wand aber aussen, wo jetzt die Strebebogen ansetzen, war durch ein breites Mauerband, das die Gliederung des Innern andeutete, geziert und das dann oben den Bogenfries stützte; mit dem Umbau wurde diese Lesene weggemeisselt, doch sind die Spuren von unten noch deutlich zu erkennen und ganz besonders bemerkt man die Reste unmittelbar unter dem Strebebogen von den Gallerien der Thürme aus. — Ferner sind auch die Strebepfeiler an den Querschiffen nach dem Erdbeben beträchtlich erhöht worden und ebenso die des Chores. Hier am Chor sieht man auf den ersten Blick, dass der obere Theil der Strebepfeiler von dem Bau nach dem Erdbeben herrührt; der Wechsel des Steines ist zu deutlich; es fragt sich nur, wie viel ist Ersatz für Zusammengestürztes und wie viel ist freie Weiterführung des spätern Baues? Auch das lässt sich entscheiden. Wenn man einen dieser Strebepfeiler näher betrachtet, so bemerkt man sofort, dass der neue Stein nicht in einer horizontalen Linie an den alten ansetzt, sondern in einer schrägen, die ihren höchsten Punkt an der Chormauer hat. Dass dieser schräge Ansatz nicht Folge der Art des Zusammensturzes ist, wie man vermuthen könnte, wird dadurch festgestellt, dass bei allen Strebepfeilern genau dieselbe Erscheinung wiederkehrt; fasst man nun die Richtung dieser schrägen Linie, der Fuge zwischen dem alten und neuen Stein in's Auge, so ergibt sich, dass sie nichts Anderes ist, als die Fortsetzung des schrägen Rückens des untern Theiles des Strebepfeilers; also bestanden die Strebepfeiler des Chors ursprünglich nicht aus mehreren Theilen, der Rücken bildete nicht eine gebrochene, sondern eine ungebrochene schiefe Linie, höchstens durch ein Gesims gegliedert. So viel ich sehe, fand dasselbe auch an den Querarmen statt. Die ursprüngliche Höhe der Chorstreben finde ich folgendermassen: Man denkt sich die gefundene schräge Linie, also den Rücken des Strebepfeilers bis zu dem Punkte verlängert, da sie die äussere Chorwand trifft; man kommt dadurch, durch Combination freilich, ungefähr auf

dieselbe Höhe, welche beim Langschiff durch ganz deutliche Spuren feststeht, also reichten die Streben am Chor wie im Schiff bis an den obern Abschluss der Gallerie hinan; es wird sich bald ergeben, dass dies mit dem ganzen Innern der Choranlage auf's Beste stimmt. Was die Gestaltung der Strebepfeiler weiter anlangt, so nehme ich an, dass alle kleine spitzbogige Oeffnungen hatten, wie jetzt noch die des Chors und der östliche des linken (nördlichen) und beide des südlichen Querarms; dass an dem andern Strebepfeiler des nördlichen Querarmes eine solche Oeffnung zugemauert wurde, kann Jedermann leicht noch heute erkennen; es geschah das natürlich zu der Zeit, da die Kapellen oder die äussersten Seitenschiffe angebaut wurden und diese Pforte dadurch ihre Bedeutung einbüsste. Es ist an und für sich wahrscheinlich, dass auch die Streben des Langhauses entsprechende spitzbogige Oeffnungen hatten,¹⁾ diese wurden dann, als die Erweiterung der Kirche zu einer fünfschiffigen vollzogen wurde, breiter gemacht und an die Stelle des einfassenden Rundstabes trat im linken Aussenschiff eine flache Hohlkehle. Die Erweiterung dieser Oeffnungen geschah nach Aussen, wie sich aus einer Prüfung an Ort und Stelle leicht ergibt. Die Mauern, welche vor der Erweiterung die Seitenschiffe nach Aussen abschlossen, hat man sich zwischen den äussern Pfeilern des alten Seitenschiffes zu denken, die Pfeiler standen nach Innen nur so weit frei, als die Kapitelle reichen; auch an den Basen lässt sich deutlich erkennen, dass sie erst später rings um die Pfeiler (die Aussenseite abgerechnet) geführt wurden. In diesen Mauern werden einfache Rundbogenfenster (ähnlich wie im Chor) sich befunden haben; entsprechende Fenster führten auch den Gallerien das Licht zu, die bestehen jetzt noch, sind aber dem Blick von Aussen durch die angelehnten Dächer der äussern Seitenschiffe entzogen; dafür hat man später die kleinen runden Löcher herausgebrochen. — Das Gesamtbild des Aeussern wäre also (von der Façade abgesehen) folgendes: Ein Mittelschiff, an das sich auf jeder Seite *ein* verhältnissmässig schmales zweistöckiges Seitenschiff anschliesst, über welche die Arme des Querschiffes auf beiden Seiten bedeutend herausragen; ein Chor, ebenfalls zweistöckig, der ganze Bau gestützt durch immerhin mächtige Streben, welche bis über das Dach der Seitenschiffe, nicht ganz bis an die Höhe der Fenster des Mittelschiffes hinanreichen, der überragende Theil des Mittelschiffes dem Innern entsprechend durch zwei breite Mauerbänder in drei Felder gegliedert, diese wiederum oben umsäumt von einem einfachen Rundbogenfries. Was die Thürme anlangt, so war bekanntlich der Bau wohl auf vier berechnet, ausser den beiden an der Façade, noch auf zwei zu den Seiten des Chors, von denen aber nur der nördliche begonnen und zu einer gewissen Höhe geführt wurde. Ob eine Kuppel über der Vierung sich erhob, ist wenigstens noch immer unbewiesen; ich übergehe diesen Punkt, da ich weder pro noch contra irgend ein Indicium angeben kann, und suche nun die Frage zu beantworten, wie sah im alten Bau der Chor im Innern aus. Die interessante Kontroverse über das Niveau des untern Chorumgangs lasse ich bei Seite, es fehlt mir zur Besprechung das wichtigste Material; die Beobachtungen des verstorbenen Herrn Architekt *Riggenbach*²⁾; ich möchte die Betrachtung auf die obern Partien lenken, zunächst auf den obern Chorumgang. Während

¹⁾ Ueberdies zeigen die Kirchen von Ruffach, Pfaffenheim und St. Martin in Kolmar, wie beliebt dieses Motiv hier zu Lande war.

²⁾ Es wäre endlich einmal an der Zeit, dass die schon seit vielen Jahren versprochene Publikation von *Lasius* über das Basler Münster erschiene und so die von *Riggenbach* gesammelten Beobachtungen wenigstens in den Resultaten auch andern Leuten bekannt würden.

in dem Rechteck zwischen Vierung und Chor auch das oberste Stockwerk, die Gallerie, das Erdbeben überdauerte, gehört im Chor Alles, mit Ausnahme des untern Geschosses, der genialen Herstellung zu Ende des XIV. Jahrhunderts an. Doch hat auch hier der alte Bau eine Spur gelassen, auf dem Boden des obern Umgangs nämlich (das Gewölbe darunter gehört dem alten Bau) sieht man an den Ecken des Polygons, sowohl an den innern gegen das Chorhaupt, als an den äussern an der Umfassungsmauer, niedrige Sandsteinplatten aus dem Stein, in welchem die alten Theile aufgeführt sind. Auf ihnen erhebt sich jetzt das schlanke Stabwerk, sie sind jedoch viel grösser, um ursprünglich zur Unterlage dieses Baues gedient zu haben, ferner entsprechen sie genau in Gestalt und Grösse den Basen der romanischen Pfeiler, welche an allen andern Theilen der Kirche die Bogen der Gallerie tragen. Die Platten müssen bestimmt gewesen sein, romanische Pfeiler, die nach dem Umgang durch drei angelegte Halbsäulen gegliedert waren, zu tragen, die mittlern stärksten Halbsäulen trugen die Bogen, die sich von diesen Pfeilern nach der Aussenmauer hinüberspannten, die beiden kleinern, äussern Halbsäulen nahmen die Gewölberippen auf. Wir haben also im oberen Chorumgang, den untern Pfeilern entsprechend, auf den Ecken romanische Pfeiler, sie waren, wie die Formen des Chores überhaupt, weniger schwerfällig als die entsprechenden Pfeiler des Langhauses. Nun fragt sich's weiter, ob von einem Pfeiler zum andern wie im untern Stockwerk ein Bogen gespannt war, oder ob, ähnlich wie im Langhause, mehrere Säulenarcaden die Intervalle ausfüllten. Das letztere ist fast sicher, denn der Chor kann auch in seinen obern Theilen nicht ärmer gewesen sein, als das Schiff. Nun wäre es das Einfachste, wie im Schiff je drei Bogen zu verbinden; dem aber stehen die ganz ungleichen Distanzen der Pfeiler, d. h. die ungleichen Längen der Polygonseiten entgegen. Nun trifft sich's, dass die mittlere, grösste Oeffnung einst zwischen den romanischen Pfeilern 4,10 Meter betrug, die nächst anschliessende zu beiden Seiten 3,10, die folgende 2,10 Meter. In diesen Verhältnissen 4 : 3 : 2 ist denn auch die muthmassliche Gruppierung der Säulenarcaden ausgedrückt, die ohne Zweifel gleich den Gallerien des Schiffes von einem gemeinschaftlichen Blendbogen umschlossen waren: Die viertheilige Arcadengruppe in der Mitte von einer halbrunden, die kleineren aus 3, resp. 2 Arcaden bestehenden von einer spitzbogigen Blende umrahmt. Dieses zweite Stockwerk des Chors erhob sich gerade so hoch, wie das des übrigen Baues, das Chorgewölbe aber denke ich mir wie also folgt: Es ist einer der glücklichsten Griffe des Erbauers der gothischen Theile des Chors, dass er das Gewölbe nicht in gleicher Höhe wie im Schiffe beginnen lässt, sondern die Fensterumrahmung senkrecht weiterführt bis zu dem Punkt, wo auch an den Fenstern selbst der Bogen beginnt, und von da aus mit einer kecken Rippe nach dem Schlusssteine, ich möchte sagen hingreift. Dadurch hat er die Lichtwirkung der grossen Fenster gewahrt, welche, wenn das Gewölbe weiter unten begänne, durch dasselbe halb verdeckt und in höchst unangenehmer Weise zerschnitten würden. Durch diese Konstruktion wird ein gewaltiger Druck auf die Aussenmauer geübt; desshalb war es nöthig, hier die Strebepfeiler so sehr zu erhöhen und durch Strebebogen den seitwärts geübten Druck auf dieselben überzuleiten. Am frühern Bau setzte auch im Chor das Gewölbe unmittelbar über dem obern Umgang an, dieser selbst mit seinen Strebepfeilern konnte den Druck leicht aushalten. Im Umgang selbst denke ich mir Rundfenster, ähnlich den jetzigen und in der Wand über demselben Rundbogenfenster, wie die obern des Hauptschiffes, daneben bleiben zwischen den Gewölbekappen immer noch ziemliche Mauerflächen; wenn

man sich die Fenster nicht zu gross vorstellt, so wurden sie durch das Gewölbe nicht leicht verdeckt.

Ueber die Gewölbe des Innern nur wenige Worte. Bekanntlich haben nur diejenigen der beiden alten Seitenschiffe und des Chorumgangs die Katastrophe von 1356 überdauert; die übrigen sind neu und zwar zeigen die alten Schildbogen an den Mauern deutlich, dass die Gewölbe um mehrere Fuss erhöht wurden, übrigens müssen schon diejenigen vor 1356 spitzbogig gewesen sein, wie die spitzbogigen Schildbogen sowie die Raumverhältnisse überhaupt zeigen.

Wir gehen schliesslich zur Façade über; der Georgsturm gehört in seinen untern Stockwerken zu den ältesten Bestandtheilen der Kirche; als die Gallerie über dem linken (nördlichen) Seitenschiff gebaut wurde, war der Thurm schon über die Höhe des Seitenschiffes hinaus, wie die Lesenen beweisen, welche die Mauer des Thurms gegen die Gallerie gliedern; entsprechende Lesenen finden sich auch auf der Vorderseite über der Uhr; auf der Nordseite wurden sie durch das Dach des Aussenschiffes verdeckt. Der Georgsturm ist dann in gothischer Zeit weitergeführt worden und bekam zu Anfang des XV. Jahrhunderts seine Pyramide. Dass der Mittelbau der Façade zwischen den beiden Thürmen spät ist, leuchtet ein, er gehört dem Ende des XIV. oder gar erst dem Anfang des XV. Jahrhunderts an. Ein Gleiches möchte ich von den untern Theilen des Martinsturms behaupten; die grossen, schön behauenen Steine gegenüber den kleinen nach Innen ziemlich rohen des Georgsturms zeigen eine spätere Entstehung an; soviel ich sehe, sind von unten an die gleichen Steine verwendet worden wie an den übrigen Theilen, die nach dem Erdbeben entstanden sind; ferner ist der Thurm allem Anschein nach zugleich mit dem Mittelbau aufgeführt, da die Steine übergreifen; drittens finden sich spätere Steinmetzzeichen und besonders arabische Zahlen 2 . 3 . 4 — wozu sie dienen konnte ich nicht ermitteln — die nicht vor das XIV. Jahrhundert zu setzen sind. Man weiss dann weiter, dass in der ersten Hälfte ungefähr des XV. Jahrhunderts die beiden ersten freistehenden Stockwerke des Thurmes gebaut wurden, 1488 wurde der Ausbau des Thurmes nach den Plänen des *Hans von Nussdorf* beschlossen, im folgenden Jahr begann man mit dem Bau; 1496, als die Pyramide sollte aufgesetzt werden, stiegen Zweifel auf über die Tragfähigkeit der untern Theile, sie wurden durch eine Kommission, in welcher auch *Remigius Fäsch*, der Werkmeister von Thann war, beseitigt, am 23. Juli 1500 wurde die Kreuzblume sammt dem Knopf aufgesetzt. Bei Bauten, die gleichzeitig in so naheliegenden Städten errichtet wurden, ist auf gegenseitige Einflüsse fast mit Gewissheit zu rechnen. Für den Thannerthurm kennen wir folgende Daten: 1483 war das erste freie Stockwerk vollendet, 1506 die beiden folgenden, und man begann mit der Pyramide, diese wird gekrönt 1516. Spätestens seit 1496 baut daselbst der Werkmeister R. Fäsch (wahrscheinlich schon seit einigen Jahren vorher). Vergleichen wir nun die beiden obersten Stockwerke und den Helm dieser Thürme, so ergeben sich auffallende Uebereinstimmungen, wiewohl der Baslerthurm fast in Allem viel einfacher gehalten ist als der Thanner. Ich will mit Uebergang derjenigen Dinge, die im Wesen der damaligen Gothik überhaupt liegen, Einiges hervorheben. An beiden Thürmen zeigt das zweitoberste Stockwerk flache Fensterbogen, während das oberste zum Spitzbogen zurückkehrt; die Netzgewölbe, welche die Stockwerke decken, sind überaus ähnlich konstruirt. Beim Uebergang vom Viereck in's Achteck sondert sich in Basel eine Fiale ab, die bis an die oberste Gallerie reicht, so auch in Thann; aber während der Grundriss dieser Fiale in

Basel ein achteckiger Stern ist, der im untern Stockwerk noch fest mit dem Thurmkörper verwachsen ist, haben wir in Thann als Grundriss den Stern nur sechseckig und sogleich derart losgelöst, dass hinter der Fiale das Stockwerk sich ebenfalls in einen Fensterbau auflöst. Das Treppenthürmchen, welches von unten bis zur Gallerie führt, wo das Achteck beginnt, ist an beiden Orten ähnlich vielseitig abgeschlossen, dasjenige, das zur obersten Gallerie führt, in Basel viereckig, in Thann sechseckig, ist in der Anlage ziemlich analog, auf den Ecken der obersten Gallerie erheben sich an beiden Orten selbständige Fialen; wenn das Masswerk des Helmes auch über eine allgemeine Verwandtschaft nicht hinausgeht, so sind dafür die Kreuzblumen sehr ähnlich gebildet. Ich gebe zu, einzelne Uebereinstimmungen könnten zufällig sein, aber alle zusammen doch kaum. Es fällt mir nicht ein, dem einen Meister aus der Entlehnung einen Vorwurf zu machen, zeigen doch die Werke deutlich genug, mit welcher Virtuosität sie die Formen zu verwenden wissen, so dass von einem unfreien Uebertragen hier die Rede nicht sein darf. Nur soviel möchte ich entscheiden, welchem Thurm die Priorität zukommt. Dass der Basler Thurm früher vollendet wurde, entscheidet allein noch nicht, die Aufgabe war in Basel eine kleinere, die Mittel mochten leichter zu beschaffen sein, so dass die Ausführung rascher fortschritt. Für Basel haben wir als Anfangsjahr 1488, für Thann wissen wir nur, dass der untere Theil des Thurms bis zum Uebergang in's Achteck 1483 fertig wurde, dass 1496 gebaut wurde, und dass man 1506 an der Pyramide anlangte; es ist durchaus nicht nöthig, dass 1483 gleich weitergefahren wurde; also an und für sich kann der Thanner Baumeister die Pläne und zum Theil auch das ausgeführte Werk des Baslers gesehen haben; aber auch der Basler die Pläne des Thanners. Den Entscheid gibt, glaube ich, das vorletzte Stockwerk mit seinen flachen Bogen, denn das wage ich fest zu behaupten, hier ist an zufällige Uebereinstimmung nicht zu denken. Der Thanner Baumeister konnte sein zweitoberstes Stockwerk so gut spitzbogig anlegen, als es die untern waren und als er selbst das oberste so entwarf. Hatte der Basler — also Hans v. Nussdorf — auch freie Hand? Ich glaube nicht! Denn bei aller Unregelmässigkeit und Symmetrielosigkeit des gothischen Styls war es doch nöthig, den Thurm ungefähr auf die gleiche Höhe zu bringen, die der schon längst vollendete Georgsturm hatte, man hatte sich bis jetzt soweit an das Vorbild des vorhandenen Thurmes gehalten, dass man die Gallerien auf entsprechender Höhe anlegte, überhaupt die Stockwerke sich entsprechen liess, man war geradezu gezwungen, auch den Abschluss des Thurmes und den Beginn des Helms auf entsprechendes Niveau zu setzen. Nun aber entsprach dem ersten Stockwerk, das Nussdorf zu bauen hatte, auf dem andern Thurm die niedrige Wärterwohnung, er durfte mit seinem Stockwerk nicht viel über dieselbe hinaufgehen, dabei kam er auf den glücklichen Gedanken, durch die Konstruktion der Fenster, die er anwandte, mit seinem ersten Stockwerk auf der entsprechenden Höhe zu bleiben; das oberste Stockwerk baute er dann, dem andern Thurm folgend, wieder spitzbogig. Dieser Wechsel nahm nun der Thanner Baumeister mit in seinen Plan hinüber. Somit müssen wir auch annehmen, dass in Thann nicht schon 1483, sondern erst einige Jahre später mit der Weiterführung des Thurmes begonnen wurde und somit erweisen sich auch die übrigen Aehnlichkeiten als Eindrücke, die Fäsch bei der Betrachtung des Münsters seiner Vaterstadt in sich aufgenommen hat; er wusste sie auf's Herrlichste zu verwerthen!

Dr. ACHILLES BURCKHARDT.

Das Kreuz von Engelberg.

(Dazu Tafel XXV und XXVI.)

Unter den Werken romanischer Goldschmiedekunst, die in der Schweiz erhalten sind, ist ohne Zweifel das schönste und kostbarste das berühmte Kreuz im Klosterschatze von Engelberg. Es wurde laut Inschrift zu Ende des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts unter dem vortrefflichen Abt Heinrich I. (1197—1223) gefertigt und hat zu allen Zeiten für die hervorragendste Zierde des Klosters gegolten. Die erste Beschreibung desselben mit einer — freilich unzulänglichen — Abbildung der Vorderseite hat unseres Wissens *Dr. Hermann v. Liebenau* in der Festschrift: »Versuch einer urkundlichen Darstellung des reichsfreien Stiftes Engelberg« (Luzern 1846, S. 53 u. ff.) geliefert. Ebenso findet sich dasselbe in meiner »Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz« S. 286 erwähnt.

Das Ganze, aus Silber getrieben, misst von einem Ende des Hochstammes zum andern M. 0,92; die Länge des Querbalkens beträgt M. 0,60. Hoch- und Querarm sind M. 0,10 breit und circa 0,03 stark. Ihre Enden werden durch grössere mit drei halbrunden Ansätzen versehene Quadrate von M. 0,125 Seitenlänge bezeichnet.

Die Mitte der vergoldeten *Vorderseite* nimmt die Gestalt des Gekreuzigten ein. Sie ist in starkem Relief fast rund getrieben. Das leicht zur Seite geneigte Haupt beginnt unter der obern Kante des Querbalkens, dessen ganze von den Quadraten begrenzte Länge die ausgebreiteten Arme einnehmen. Ein breiter Schurz bekleidet in edlem Faltenwurfe die Lenden. Die neben einander gehefteten Füsse ruhen auf einem schlichten Postamente, unter welchem der letzte Drittel des Kreuzstammes in zwei über einander befindliche Abtheilungen mit getriebenen Bildwerken zerfällt. In der kleineren zu Füßen des Gekreuzigten schaut man einen Löwen, der siegreich über einen Drachen herfällt, eine Anspielung wohl auf Christi Triumph über Tod und Sünde, wie die folgende Darstellung des untersten Feldes. Hier steht Moses mit dem Stab in der Linken. Die Rechte zeigt nach oben, auf die eherne Schlange, die an einem Baumstamm hängt. Daneben steht ein Mann; in ehrfürchtiger Haltung weist er auf die zu seinen Füßen kriechenden Schlangen. Die Beziehung dieser Darstellung zur Kreuzigung ergibt sich aus Johannes III, 14. Zu Häupten Christi stehen zwei Engel. Sie halten, einander zugewendet, ein kreisrundes Medaillon mit der Heiligkreuzpartikel. Eine schmale Bordüre mit (jetzt meistens unächtigen) Edelsteinen besetzt¹⁾ zwischen kunstreichen Ornamenten von Goldfiligran fasst die Kreuzschenkel ein. Die quadratischen Enden sind mit kreisrunden Medaillons besetzt, deren jedes in kräftig getriebener Arbeit die Gestalt eines Evangelisten enthält: Zu oberst Marcus. Er sitzt en face hinter einem Tische und ist mit Schreiben beschäftigt. Hinter seinem Haupte erscheint die ganze Figur eines Löwen, während bei den übrigen Evangelisten, die ebenfalls schreibend, lesend und meditierend, aber im Profile, vor kleinen Pulten sitzen, bloß die Köpfe ihrer

¹⁾ Im Jahre 1600 ist, wie wir einer gütigen Mittheilung des Herrn *Dr. Th. v. Liebenau* entnehmen, das Kreuz seiner Pretiosen beraubt worden: »Item der schaden, so an dem grossen Krütz durch einen Studenten, welchen der Herr (Abt) selig in seinen henden gehept vnd lauffen lassen, beschehen, ist auch noch vorbehalten, welchen schaden man nit eigentlich schetzen mag.«

emblematischen Begleiter erscheinen. Johannes ist (vom Beschauer aus) am linken, Lukas am rechten Ende des Querarmes und das Bild Matthäus' am Fusse des Stammes angebracht. Es sind prächtige lebensvolle Gestalten von etwas gedrungenen Verhältnissen, merkwürdig frei und mannigfaltig in Haltung und Geberde, und wahrhaft klassisch in dem einfachen natürlichen Wurf der Gewänder. Reiche Filigran-Ornamente umgeben die Medaillons, Einlagen von niellirtem Silber schmücken die halbrunden Ansätze neben den Quadraten.

Auch die silberne *Rückseite* ist ganz mit getriebenen Bildwerken geschmückt. Das Kreuzmittel bezeichnet ein grosses Rundmedaillon, in welchem zwischen zwei anbetend zur Seite stehenden Engeln die Madonna thronet. In strenger Vorderansicht, eine byzantinisch feierliche Gestalt, hat sie das Haupt von dem eng anliegenden Matronenmantel umhüllt. Auf dem Mutterschoosse sitzt der bekleidete Christusknabe mit dem Gestus des lateinischen Segnens. Ueber diesem Medaillon schwebt die Taube des heiligen Geistes. Rechts und Links, auf den Kreuzarmen sind die Halbfiguren hier des heiligen Petrus mit dem Schlüssel und dort S. Theodor's in bischöflichem Ornate angebracht. Dann auf dem Kreuzstamme folgen in ganzer Figur der heilige Nikolaus als Bischof, und S. Leonhard, gleichfalls mit einem Buch in der Hand, im Gewande eines Clerikers, das Haupt mit der Tonsur versehen. Endlich zu unterst kniet anbetend, mit dem Mönchshabite angethan, der Stifter des Kreuzes, Abt Heinrich I. Sein Haupt mit unverkennbar individuellen Zügen ist unbedeckt. Eine Umschrift lautet: Memento mei Deus Heinricus peccator.

Das grösste Interesse erwecken aber doch die Bildwerke, die — hier in viereckiger Umrahmung — die an den Kreuzschenkeln befindlichen Quadrate schmücken. Abbildungen davon sind unseres Wissens noch nie veröffentlicht worden. Wir haben daher, einen kurzen Aufenthalt in Engelberg während des letztjährigen Sommers benutzend, diese Figuren in möglichst genauen Zeichnungen zu reproduciren versucht. Sie stellen (Taf. XXV und XXVI) die Personificationen der Elemente dar, als nackte Figuren mit leichten blos um die Schultern und Lenden sich schmiegenden Gewandstücken drapirt. Ihre Anordnung ist die, dass das Feuer S. Marcus, die Luft Johannes, das Wasser dem hl. Lukas und die Erde dem Evangelisten Matthäus entspricht. Die Zusammenstellung der Elemente mit den Bildnissen der Evangelisten ist bekanntlich eine sehr schwankende und ebenso die Darstellung der Attribute, mit denen die Personificationen der Ersteren erscheinen. Hier sind dieselben folgendermassen charakterisirt: Das *Feuer* ist ein Jüngling, der en face mit übergeschlagenen Beinen auf einem laufenden Löwen sitzt. In der Linken hält er eine Fackel, in der ausgestreckten Rechten die Sonne. Eine Strahlen- oder Flammenglorie umgibt das (zerstörte) Haupt. In der Personification der *Luft*, einen Jüngling, der mit flatternden Haaren rittlings auf einem Adler sitzt, möchte man die Erinnerung an eine Darstellung des Ganymedes erkennen. Die Füsse des Adlers ruhen auf einem Regenbogen. Auf der Linken des Jünglings steht ein Vogel, die Rechte hält ein flatterndes Tuch (oder eine Wolke?). Das Seitenstück ist die Personification des *Wassers*, ein Weib. Auf einem Fische fährt sie durch die Fluth, in welche die Urne in der Rechten der Frau neues Wasser ergiesst, indess die erhobene Linke ein seltsames Ungethüm, einen Fisch mit menschlichem Angesicht, am Schweife fasst. Auch *Tellus* ist durch eine weibliche Figur repräsentirt. Rücklings mit übergeschlagenen Beinen sitzt sie auf einem Rind, das wie die Schlange, welche

die Frau in der ausgestreckten Linken hält, an der Brust der Mutter Erde sich nährt. Den Hintergrund bildet ein welliges Terrain mit Bäumen und Sträuchern bewachsen.

Leider sind diese, wie die meisten Figuren der Rückseite, vielfach zerstört, zerquetscht und verflücht. Nichtsdestoweniger erkennt man auch hier die Hand eines tüchtigen Künstlers, der völlig frei von Byzantinismen zu einer stellenweise klassischen Formgebung sich durchgearbeitet hat. Etwas Aehnliches ist auch in den gleichzeitigen Werken der Engelberger Malerschule zu beobachten, so dass die Annahme so kurzweg sich nicht zurückweisen lässt, es möchte dieses kostbare Kreuz im Kloster selber verfertigt worden sein.

Ueber kurz oder lang hoffen wir auch in der Lage zu sein, die interessanten Inschriften mittheilen zu können, welche auf diesem Kreuze verzeichnet sind.

J. R. RAHN.

373.

Façadenmalerei in der Schweiz.

Zu den im Mittelalter und den nächstfolgenden Jahrhunderten blühenden, dann in Verachtung und in Vergessenheit gefallenen Kunstzweigen gehört die vollständige oder theilweise Bemalung der Hausfaçaden. Diese Façadenmalerei gab den Städten ein farbenreiches, von dem jetzigen ganz verschiedenes Aussehen und barg eine unerschöpfliche Fülle historischer und künstlerischer Motive. Vom Werth der letztern mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man sich erinnert, dass gelegentlich die Maler ersten Ranges, in Italien ein *Giorgione* und *Tizian*, im Norden ein *Holbein* sich an dieser Kunstübung bethätigten. Aber von all' diesen Herrlichkeiten ist heutzutage Weniges mehr zu sehen. Sie mussten erst zu Grunde gehen, ehe die neuere Kunstforschung an den dürftigen Resten sich zu orientiren und die Bedeutung dieser Denkmäler wieder zu würdigen lernte. Gegenwärtig hat auch der Kunstbetrieb sich dieser Technik wieder zugewendet und — meist im Sinne der Nachahmung der alten Werke — sie neu zu beleben versucht. Es mag daher am Platze sein, auf die zerstreuten Ueberbleibsel der alten Façadenmalerei hinzuweisen und sich von deren künstlerischem und kulturhistorischem Werthe Rechenschaft zu geben. Unsere Uebersicht beschränkt sich auf das Gebiet der Schweiz. Wir schicken aber der Aufzählung der einzelnen Werke und der darauf bezüglichen Skizzen und Nachrichten einige allgemeine Bemerkungen voraus.

Die Façadenmalerei ist über den Süden und den Norden verbreitet. Ihre grösste Entfaltung findet sie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren Anfängen reicht sie aber in's *Mittelalter* zurück, *in dessen Anschauungen sie wurzelt*. Die erste Veranlassung zur Façadenmalerei gab nämlich der Gebrauch des katholischen Mittelalters, sein Haus unter den Schutz eines bestimmten Heiligen zu stellen, dessen Bild dann, oft in übermenschlicher Grösse, auf die Wand gemalt wurde. Diese Heiligenbilder sind in gewissem Sinne das Glaubensbekenntniss des Besitzers. In weitaus den meisten Fällen ist es natürlich *Maria*, die oberste und allmächtige Heilige, der Inbegriff aller Schutz- und Segenskräfte, deren Obhut das Haus und seine Bewohner unterstellt werden. Dieser Gedanke wird äusserst anschaulich ausgedrückt durch den Mantel, den Maria mit beiden Händen ausspannt und unter dem sich die Schutzsuchenden bergen. Solche

Darstellungen der *Gnadenmutter* werden oft sehr weit ausgedehnt. An Kirchen und Rathhäusern sieht man gelegentlich die ganze Bürgerschaft, ja wohl die ganze Christenheit, Klerus und Laien bis zum Papst und Kaiser hinauf, unter dem ausgebreiteten Gnadenmantel knieen. Von andern Heiligen war besonders beliebt *St. Christof*, der auf zahllosen öffentlichen und Privatgebäuden riesengross angemalt, gelegentlich auch in Holz geschnitzt wurde. Das Interesse des Publikums an diesem Heiligen lag in dem Glauben, dass, wer den h. Christof erblickt, desselben Tages nicht eines jähen Todes stirbt. Nicht augenfällig und nicht häufig genug konnte man daher den Leuten den »grossen Christoffel« vor Augen stellen. Erwägt man, dass noch heute wohl in jeder Stadt sich ein Haus »zum Christoffel« findet, ja dass oft zwei und mehrere Häuser diesen Namen tragen, so mag man eine Vorstellung gewinnen von der Ausbreitung des diesem populären Heiligen gewidmeten Kultus.

Die Reformation räumte mit den Heiligenbildern ziemlich radikal auf. An ihre Stelle kamen allegorische Figuren, namentlich Tugenden und Wissenschaften. Oder man behielt den religiösen Gedanken bei, drückte ihn aber, statt durch ein Bild, durch einen Spruch aus: »PAX HUIC DOMUI — PAX INTRANTIBUS — SALUS EXEUNTIBUS — Der Frid Gottes sy mit Üch« u. dgl. In bildlicher Form wird der himmlische Schutz wohl auch durch Engel veranschaulicht, und merkwürdiger Weise überdauerte der »grosse Christoffel« mit seiner tief im Volksglauben gewurzelter Wunderkraft auch in protestantischen Städten die Reformation und theilweise die Aufklärung.

Eine weitere Reihe von Malereien (und Skulpturen) am Aeussern der Häuser entspringt dem Bestreben, diese zu *individualisiren*, d. h. *den Namen der Wohnung oder ihres Besitzers* bildlich auszudrücken. Letzteres geschieht durch das *Wappen*, das oft eine brillante Ausstattung mit Wappenhaltern (Engel, Ritter, Lanzknechte, Wappenthier), Trophäen und Emblemen aller Art und eine architektonische Umrahmung erhält. Der Name der Wohnung wird durch das Bild des Gegenstandes oder des Begriffes erläutert. Diese Illustrationen boten der Phantasie und dem Humor ein reiches Feld. Oft sind sie weit und mit Aufwand vieler Zuthaten ausgeführt, ja der Name des Hauses ist nicht selten der Ausgangspunkt einer selbstständigen figurenreichen Komposition. Dergleichen ausgeführte Szenen, namentlich Historienbilder, beziehen sich in manchen Fällen auf eine an das Haus geknüpfte Geschichte, Sage oder Stiftung. Diese Bilder wurden im siebzehnten Jahrhundert durch *Verse* und andere *Inschriften* erst *erläutert*, später *ersetzt*. Gegenwärtig genügt, schwarz auf weiss oder weiss auf blau, die *Hausnummer* oder die *Taffäre*, um das Haus zu charakterisiren. (Forts. folgt.)

374.

Kupferstecher Martin Martini.

(Schluss von Art. 367 in Nr. 2.)

Am Dienstag nach Johann Baptist 1595 entschied der Rath den Streit also: Meister Wegmann hat sich ehrlich und wohl verantwortet; Martini soll alle Kosten zahlen, sich »des Malens müssigen und sich seines Handwerchs benüegen und behelfen; M. Wegmann aber mit dem glassmalen fürfaren.« Ueberdiess soll der Schultheiss den Martini »rathlich abwüsch« und ihm verdeuten, wenn er sich nicht ruhig verhalte,

werde man ihn »widerum dahin schicken, daher er kommen« (Rathsprotokoll 44, Fol. 288). Diese Drohung, um so auffälliger, da Martini seit 1593 Bürger war, verfehlte ihre Wirkung nicht, denn längere Zeit wird Martini's Name weder in Gerichts- noch in Rathsprotokollen gefunden. Erst 1598 wurde Martini wieder wegen eines Streites mit Caspar Mattler um 12 fr gebüsst (Neuner-Gerichtsprotokoll, Fol. 204). Schon damals scheint Martini zeitweise von Luzern sich entfernt zu haben. Seine Frau dagegen sorgte sehr wenig für die Ehre des Hauses. Am Montag nach St. Hilaris Tag 1600 wurde Frau Martini »wegen ynzühens verwisner lüten und unerlichen kupplens verwiesen« (Rathsprotokoll 47, Fol. 9). Gleich darauf wurde unserm Künstler von Meister Haus Heinrich Wegmann wieder ein Prozess angehängt und zwar wegen eines kürzlich erkauften Hauses; allein Martini wurde vom Rathe in seinem Rechte geschützt (Rathsprotokoll 47, Fol. 49, h). Doch in diesem Hause wohnte kein Glück. Denn am Ende des folgenden Jahres (Dienstag nach Thomas 1601) wurde Martin vor Rath gestellt, wo man ihm eröffnete, seine Frau sei wegen »argwöniger bösen Sachen« (Verdacht der Blutschande mit ihrem Bruder, Ehebruch mit Goldschmied *Osswald*; Thurbuch 4, Fol. 108 b. — 109) in's Gefängniß gekommen. Obwohl gegen Martini gar keine Untersuchung eingeleitet und ihm niemals Gelegenheit zur Widerlegung der gegen ihn vorgebrachten Klagen gegeben worden war, wurde er doch gehalten, mit Weib und Kind bis Ende des Monats »Stadt und Land zu rumen, sonst werdent M. g. H. zu ime griffen und syn verdienten Lohn geben lassen.« Zugleich wurde verfügt, dass weder ein Schultheiss noch ein »Amptsmann« sich für ihn verwenden dürfe (Rathsprotokoll 47, Fol. 295). Der Staat entschädigte hierauf Martini für die im Jahre 1593 geschenkte Schale mit 17 Kronen und forderte ihn auf, die Rechnung für die Abbildung der Stadt einzureichen. — Mit Schreiben vom 16. Dezember 1601 dankte Martin dem Schultheissen und Rath von Luzern für die ihm erwiesene Gunst und bat um Herausgabe seines von der Stadt Chur ausgestellten Mannrechts- und Bürgschafts-Briefes. Für die »kupfer zu der Stat Lucern sampt der truckery« glaubte er 30 Kronen berechnen, aber nicht fordern zu dürfen; wolle ihm der Rath etwas hiefür geben, so betrachte er die Gabe als ein Almosen für seine armen Kinder. Hiebei versicherte er den Rath von Luzern seiner steten Dankbarkeit und bat um eine Empfehlung an Landammann und Rath von Uri, wo er bis Ostern arbeiten wolle. »Alsdann will ich mit minen kleinen Kindern witter ziehen, wo Gott uns hin hilfft.« Vermuthlich hoffte Martini, in der Münze in Altdorf zeitweise Beschäftigung zu finden. Der Aufenthalt Martins in Uri dauerte längere Zeit, obwohl Martin weder als Landmann noch als »Hindersäss« von Uri aufgenommen wurde. Martin erhielt nämlich die Bewilligung, bis zum 5. September 1602 »in gastwys« in Altdorf zu bleiben. Auf den 4. September setzten Landammann und Rath von Uri im Forderungs- und Injurienstreite zwischen Goldschmied Martin Martini und Goldschmied Osswald Strycher einen Rechtstag an (Schreiben an Luzern vom 31. August 1602). — Den 1. September 1602 klagte Goldschmied Martin dem Schultheissen und Rath von Luzern nochmals sein Leid und bezeichnete den »gottlosen« Goldschmied Osswald, den Verführer seiner Frau, als den Urheber seines Unglückes. »Zwölf bögen foll«, sagt Martini, müsste ich schreiben, wollte ich darstellen, wie mich dieser »Kerlich« behandelt und auf die ungerechteste Weise um Hab und Gut gebracht hat. Habe Osswald Anforderungen an ihn, so solle er ihn in Bünden belangen. Dort wolle er mit ihm rechten und sollte es ihn 2000 Gulden kosten. Martini glaubte übrigens, es hätte sich sein Prozess in Luzern ganz anders

gestaltet, wenn man neben seiner Frau auch den redegewandten Osswald in's Gefängniss geworfen und gefoltet hätte. Um aber einmal darüber Klarheit zu erhalten, was er von seiner Frau halten solle, bitte er die Luzerner, den Osswald nach Zürich zu schicken; dort solle man Osswald, ihn und seine Frau einkerkern, damit die Wahrheit an den Tag komme. Er sei sich bewusst, keine Schlechtigkeit begangen zu haben; zudem dürfe er jeden Augenblick in seine Heimat zurückkehren; dagegen sei ihm allerdings Osswald als Schmeichler weit überlegen. — Martini scheint demnach sich mit dem Gedanken getragen zu haben, nach Zürich zu ziehen. Allein dieser Plan kam wohl nicht zur Ausführung, vielmehr siedelte Martini von Altdorf, wo er das Portrait des berühmten *Gedeon Stricker* in Kupfer gestochen ¹⁾, nach Freiburg über.

Schon im Jahre 1600 reiste Martini von Luzern öfters nach Freiburg, wo er bei dem Schulmeister *Johann Fridolin Luthenschlager* sich einlogirte. Dort kam er wegen der Verfertigung eines nicht gelungenen silbernen Brustbildes in einen Forderungs- und Injurien-Streit mit dem Wardein Vogt *Franz Werro* (Schreiben von Freiburg an Luzern vom 9. März und 18. April 1600) und in einen Forderungsstreit mit seinem Freunde Luthenschlager.

Im Jahre 1606 vollendete Martini seine schöne Abbildung der Stadt Freiburg, für die er ein Honorar von 30 Pfund und das geheime Bürgerrecht der Stadt Freiburg als Geschenk erhielt. Im Protokolle über die Bürgerrechtsschenkung wird gesagt, Martin Martini, ursprünglich genannt Rinkenberger, sei gebürtig aus Graubünden. ²⁾

Man hat bisanhin geglaubt, Martini sei kurz nach Vollendung seiner schönen Darstellung der Schlacht von Murten (1609) in Freiburg gestorben. ³⁾ Allein diese Annahme ist in Bezug auf den Ort unrichtig. Wir haben nämlich ein bestimmtes Zeugniss dafür, dass Martini Freiburg verliess, um in Italien unter der Fahne des Grafen Spinola sein Glück zu suchen und dass ihn dort ein früher Tod ereilte. Wir verweisen hiefür auf das unter dem 6. Mai 1610 von Schlossermeister *Jakob Wäber* dem Rathe von Luzern eingereichte Begnadigungs-Gesuch. Wäber war wegen Reislauferens in Gefangenschaft gekommen und suchte nun darzuthun, dass ihn nur die Noth hiezu getrieben habe, dass aber von einer absichtlichen Verletzung der Verbote des Rathes nicht die Rede sein könne, indem er dem Grafen Spinola den Eid nicht geschworen, sondern den Gehorsam gegen die Obrigkeit vorbehalten habe. Ganz besonders aber glaubte Wäber auf Begnadigung rechnen zu dürfen, weil er Goldschmied *M. Martin* und den Münzmeister *M. Futter*, die sich auch in Spinola's Dienst befanden, vom Falschmünzen abgehalten habe. Die betreffende Stelle lautet: »Item das Er den faltsch der stämpflen des nächsten und in angesicht M. Martin dess Goldschmidts und M. Futers, sin Grafen besoldeten, geandet, übelgheissen, sy dess Diensts und sölliches unbillichen schädlichen fürnemens mit allem ernst abgemanet, und M. Martin so vil bewegt, das, wo ver er lenger läben sollen, er sich diss Diensts ouch verzigen und ussgrissen hätte.«

Wenden wir uns zu der für die Topographie des alten Luzerns so wichtigen Karte von Martin Martini, deren drei Kupferplatten jetzt noch im Stadtarchiv vorhanden sind.

¹⁾ Prudens consilio, potens in pugna, gratia semper assistat divina. Martinus Martini a. f. (aurifaber) fecit et sculpsit 1602. — Balthassar: Materialien zur Lebensgeschichte berühmter Luzerner. Mss. der Stadtbibliothek in Luzern III, 320 und 404. Füsslin: Geschichte der besten Künstler, III, 64, und Holzhalb: Supplement zu Leu's Lexikon, IV, 45 scheinen noch andere Bilder von Martini gekannt zu haben.

²⁾ Berchtold: Histoire du Canton de Fribourg, III, 21 ff.

³⁾ Josef Pfyffer: Historische Aufschriften, 130.

— Der Text der Karte rührt her von Stadtschreiber *Rennward Cysat*, der sich auch im Jahre 1599 die Mühe genommen hat, die auf der Karte vorhandenen Mängel und die für eine zweite Ausgabe nothwendigen Abänderungen zu verzeichnen. Von den Bemerkungen Cysats wollen wir nur einige wenige hervorheben, um anzuzeigen, dass die Karte in Bezug auf Genauigkeit viel zu wünschen übrig lässt, so dass man dieselbe keineswegs, wie *J. C. Füsslin* in seiner »Geschichte der besten Künstler der Schweiz«, III, 63 behauptete, als eine authentische Urkunde bei Baustreitigkeiten benutzen kann. — Cysat bemerkt z. B.: »Die Rüssbrugk ist zu kurz, soll wytter und schynbarer gemacht werden. Wäsemlin solt schynbarer sin der Muren halb und sonst auch etwas besser angestellt werden. Im Egk gegen der Ziegelschür (im Hof) solt ein thurm sin. Der wasserthurm ist znoch dem fryenhof. Zum pfawen solltend alle fenster geböget altfrenkisch sin.«

Die meisten Bemerkungen Cysat's konnten bei der neuen Auflage dieser Karte nicht berücksichtigt werden. Erst im Jahre 1609, als der Rath von Luzern bei Paul Stocker in Einsiedlen wieder 189 Abdrücke von diesem dreiblättrigen Plane verfertigen liess, wurden einige Ergänzungen angebracht. So wurde das neue Rathhaus und das Kloster im Bruch in die Platte eingezeichnet (Geschichtsfreund, X, 247). — *Felix Balthassar* schrieb eine »Nothwendige Erklärung des Martinischen Grundrisses«, die 1786 und 1822 gedruckt wurde.

Martini hat sein Portrait und Wappen auf dem Plane selbst angebracht.

Dr. TH. VON LIEBENAU.

375.

Der Glasmaler - Monogrammist A. H.

II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Da wir nicht voraussehen, die Lücken, welche die Untersuchung noch enthält, selbst ausfüllen zu können, stellen wir das von uns gesammelte Material und die daraus gezogenen Resultate andern, insbesondere St. Gallischen Forschern zur Disposition.

In schweizerischen und auswärtigen Sammlungen, insbesondere derjenigen des Herrn *Vincent* zu Constanz, finden sich eine Anzahl schöner gemalter Scheiben aus der II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts, welche ein aus A. und H. gebildetes Monogramm in den von *Nagler* in seinen Monogrammist, I. 319, No. 660, Prof. *Rahn* im »Anzeiger« 1869, S. 102, und der Publikation des Historischen Vereins in St. Gallen von 1879: »Aus alten und neuen Zeiten«, S. 18, angegebenen Varianten tragen.

Wo die einzelnen Scheiben ursprünglich standen, entzieht sich (wenigstens zur Zeit), mit Ausnahme einer einzigen, unserer Kenntniss. Die uns bekannten Scheiben sind ¹⁾:

¹⁾ Zwei Scheiben kommen nicht in Betracht, da sie für unsere Untersuchung keinerlei Ausgangspunkt darbieten, aber auch nichts zeigen, was unserem Resultate entgegenstehen würde: »Nusspickende Meise,« 1561, und »Sündenfall« sine dato Sammlung Bürki. Ob die Scheiben No. 68 im Catalog der von Derschau'schen Sammlung, No. 27 im Catalog Tieck über die Berliner Sammlung: »Wappen der Schlauderspach zu Nürnberg 1567« und No. 33 eben da »das Imhof'sche Wappen 1567« das gleiche Monogramm tragen und bejahendenfalls, ob sie wirklich die angegebenen Familienwappen darstellen, und wenn ja, ob Angehörige der Geschlechter Schlauderspach und Imhof in der Schweiz sich aufhielten, muss weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben.

Standes- und Städtescheiben.

- 1—4. Standesscheiben eidgenössischer Orte von 1560: Zürich (Besitz des Herrn *Vincent* in Constanz), Luzern, Schwyz, Glarus (Besitz des Herrn *von Tschärner* in Amsoldingen).
 5. Wappenscheibe der Stadt St. Gallen, 1558 (Sammlung des Historischen Vereins, Stadtbibliothek St. Gallen).

Privatscheiben.

- 6—15. Die von Herrn Prof. *Rahn* l. c. beschriebenen zehn Familienscheiben aus der Sammlung *Vincent* von 1562 und 1563.
 16. *Bartlome Schowinger* und *Elsbeth Sattleri*, 1562.
 17. *Hans Stockar* und *Elsbeth Peyerin*, 1562.
 18. *Hans Jakob Graff* und *Elsbeth Peyerin*, 1562.
 19. *Jakob Zyly alt* und *Clara Geissbergin*, 1562.
 20. Hauptmann *Joseph Studer*, 1561.
 21. *Hans Joachim Guttasö* zu Sonnenberg, diser Zit Müntzmaister in Ury, 1561.
 (16—21 in der Sammlung *Vincent*.)
 22. *Jörg Buffler* und *Dorothea Zollikofer*, 1567.
 23. *Hermann Schlumpf* und *Esther Zollikofer*, 1568.
 (22—23 im *Zollikofer'schen* Familien-Museum in Altenklingen.)
 24. *Hippolitus Brunolt*, Schnitartzet, 1562 (Königl. Glasgemäldesammlung in Berlin).
 25. *Moritz Keller*, Schnitartzet zu Altstätten, 1573 (Sammlung d. Hrn. *Bürki* in Bern).

Alle diese Scheiben fallen also in die Zeit von 1558—1573.

Der Verfertiger der Scheiben und Träger des Monogramms ist ganz unbekannt. Deutungen sind allerdings schon gegeben worden; das Höchste aber, was zu deren Gunsten beigebracht werden kann, ist, dass die genannten Namen Buchstaben halber zum Monogramm passen.¹⁾

Abgesehen von dem in vielen Fällen allein möglichen Weg, aus Styl, Technik, Manier einer (datirten) Scheibe Heimat und eventuell Persönlichkeit des Verfertigers zu bestimmen, eröffnet sich unter gewissen Verhältnissen noch ein zweiter Weg, den Verfertiger zu ermitteln, der mit der Technik u. s. w. nichts zu thun hat. Die Praxis der Fenster- und Wappenschenkungen und was damit zusammenhängt, und der Stand des Gewerbes der Glasmaler zu bestimmter Zeit in den einzelnen Gegenden der Schweiz gibt uns Anhaltspunkte, enger oder weiter das Gebiet abzugrenzen, in dem aller Wahrscheinlichkeit nach der Verfertiger zu suchen ist, sofern nämlich Inschriften die Stifter und zwar einer grössern Anzahl von Scheiben uns nennen. Spezielle, insbesondere archivalische Forschungen an dem indicirten Orte haben dann das Weitere zu leisten.

In der II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts erreicht in der Schweiz die Verwendung gemalter Scheiben ihren Höhepunkt und das Gewerbe der Glasmaler seine grössten

¹⁾ Gegen die bisherigen Nominationen ist ausserdem einzuwenden, dass auch *nicht eine* der bekannten Scheiben innerhalb die Lebenszeit *Augustin Hirschvogels in Nürnberg* fällt (nicht seltene Deutung) und ganz ungewiss ist, in welche Zeit die Notiz fallen soll, welche Herr Stiftsarchivar *Wegelin* im Diarium eines Abtes von St. Gallen betreffend den sonst unbekanntem Glasmaler *Adam Hofer in Ulm* (Lösung, die in St. Gallen circulirt) gefunden hat; übrigens sind, wie sich zeigen wird, Nichtschweizer überhaupt von der Concurrenz ausgeschlossen (dieser Ansicht sind auch *Brulliot* und *Nagler*). *Naglers Augustin Hagenbach in Zürich* hat nicht existirt und *Hagerich von Chur* ist weder als Glasmaler wirklich constatirt, noch ist sein Vorname bekannt.

Dimensionen. In den bedeutenderen Städten sind deren 10 bis 20 thätig; aber auch in kleinern ist das Gewerbe ein- oder mehrfach besetzt, so dass wir für die deutsche Schweiz inclusive Freiburg die Zahl der jeweiligen gleichzeitig nebeneinander thätigen Glasmaler auf circa 100 ansetzen können.

Bei Bedarf hatte also Jedermann den Glasmaler so zu sagen vor seiner eigenen Hausthüre und da die Leistungsfähigkeit der Schweizer in diesem Fach anerkannt ist, hatte Niemand Veranlassung, im Ausland oder, wenn er in der Ostschweiz wohnte, in der Westschweiz und umgekehrt seinen Lieferanten zu suchen. Die gemalte Scheibe wird ja aber auch nicht fix und fertig wie ein Kupferstich beim Kunsthändler gekauft, sondern in jedem einzelnen Fall müssen Abnehmer und Glasmaler persönlich sich begrüßen, über Sujet, Inschrift, Ausstattung, Preis, Lieferungstermin sich verständigen. Nach allem dem wird man im gegebenen Fall an den Meister sich gewendet haben, der einem räumlich am nächsten war, an seinen Mitbürger. Um so eher muss dies die Regel gewesen sein, als die Anschaffung solcher Scheiben nicht Sache weniger Mäcenaten, sondern eine ganz gewöhnliche, jeden Tag und in jedem Stand vorkommende Sache war.

Das lässt sich nicht nur a priori wahrscheinlich machen durch den Hinweis, dass die eigene Convenienz dazu führen musste, und dass wohl auch die Rechtsame und Privilegien des einheimischen Handwerks ein anderes Verfahren abgeschnitten hätten, sondern es lässt sich auch aus einer Reihe von historischen Fällen, da der Besteller einer Scheibe (Donator oder Donatar) und der executirenden Glasmaler bekannt sind, nachweisen, dass es so und nicht anders zugeht.

Hievon ausgehend kommt es bei einem unbekanntem Meister in erster Linie darauf an, von möglichst vielen seiner Scheiben die Besteller, d. h. seine gewöhnliche *Kundschaft* zu constatiren und wenn einmal die Leute bekannt sind, mit denen er geschäftlich von Angesicht zu Angesicht verkehrt haben muss, so kommen wir auch dazu zu sagen, wo und wer er gewesen ist. Abgesehen von den Standes- und denjenigen Privatscheiben, bei denen die Geschlechter nicht heimzuweisen sind oder, wie in St. Gallen, auch *anderswo* vorkommen, ist die *Hauptmasse der vertretenen Geschlechter specifisch Stadt St. Gallerisch*. Sehr wahrscheinlich sind ein Theil der Scheiben, insbesondere der von *Rahn* beschriebene Cyclus, nicht Stück für Stück von den bekannten St. Gallischen Donatoren, sondern sammethaft von dem Donataren vergeben worden. Wenn wir diesen dem Namen nach auch nicht kennen, so ist er doch jedenfalls nicht weit entfernt von den Donatoren zu suchen, denn nur eine Gesellschaft oder Privatperson in der Nähe kann sich der Gunst so vieler St. Galler Familien zu erfreuen, so viele Gönner in dieser Stadt gehabt haben.

Bezüglich der übrigen Scheiben hat denn aber wohl eine ganze Anzahl der *darauf genannten* St. Galler mit dem Monogrammisten selbst verkehrt.

Diese vorwiegend St. Gallerische Kundschaft des Meisters weist nun entschieden darauf hin, ihn in erster Linie als in St. Gallen wohnhaft sich zu denken und ihn dort aufzusuchen.

Eben dorthin weist uns die St. Galler Stadtscheibe. Für den einen möglichen Fall, *dass der Rath selbst das Wappen machen liess* und fertig verschenkte, ist unter der wahrscheinlichen Voraussetzung, dass damals St. Gallen eigene Glasmaler besass, eine Vergabung über deren Köpfe hinweg nach auswärts so viel wie ausgeschlossen. Der Donatar ist die adeliche Gesellschaft zum Nothveststein in St. Gallen. Laut ihrem

noch vorhandenen Protokoll hat ihr der Rath 1558 ein Stadtwappen gestiftet und constatirtermassen stammt das nunmehr auf der Stadtbibliothek befindliche Stadtwappen mit dem Monogramm aus ihrem Gesellschaftshause. Wir sind also auch für den zweiten möglichen Fall, dass der Donatar das Geld für die Scheibe erhalten und seinerseits das Wappen veraccordirt hätte, ebenfalls wieder auf St. Gallen hingewiesen.

Die Consultation der handschriftlichen St. Gallischen Kunstgeschichte von Maler *W. Hartmann* und eingezogene Erkundigungen bestätigten nun zwar, dass in der That auch St. Gallen im XVI. Jahrhundert wenigstens zeitweise einheimische Glasmaler besass, aber von den bekannten Namen passte keiner zu dem Monogramm.

Eigene Nachforschungen im Stadtarchiv (1873 und 1874) stellten dann aber heraus, dass seit Anfang der II. Hälfte des XVI. Jahrhunderts der Glasmaler *Andreas Hör* (bekanntes St. Galler Geschlecht) daselbst thätig war und vom Rath mehrfach beschäftigt wurde. Wir finden ihn zuerst 1558, zuletzt 1575. Zu Gunsten der Hypothese, dass Hör der Träger des Monogramms sein dürfte, sprechen also der auf das Monogramm passende Name, die Lebenszeit (alle Scheiben fallen innerhalb dieselbe) und der Wohnort, da wir den Träger von vorneherein in St. Gallen zu suchen angewiesen waren.

Den Beweis vollends zu erbringen, wenigstens mit Bezug auf eines der Monogramme, scheint an Hand der St. Galler Stadtscheibe möglich zu sein. Diese ist, wie gesagt, vom Rath der adelichen Gesellschaft zum Nothveststein (auch Nottenstein) geschenkt worden und in der St. Galler Seckelamtsrechnung von 1558 finden wir nun in Einem Eintrag: »Item uf 3 Tag Juli zalt *Andreas Hör* um ein Wappen u. s. w. (ziemlich unleserlich). Item ein Wappen uffen Nottenstein. Kost 2 $\frac{1}{2}$ lut Stattschreibers Briefen.« Weitere Arbeiten *Hörs* sind die Stadtwappen, welche der Rath 1562 dem Spitalmeister in Altstetten, 1569 dem Ritter Roll in Uri, 1570 Ammann Wirth in Schaffhausen, 1575 uf der Weberen Hus (in St. Gallen) schenkte.

Zum Schlusse erlauben wir uns die Bitte, behufs Lösung der Glasmaler-Monogramme NB und HRF von vorhandenen Scheiben oder Cartons mit diesen Initialen oder von allfällig erhaltenen Nachrichten über den Glasmaler *Niclaus Bluntschli* von Zürich uns gütigst Nachricht geben zu wollen.

Zürich.

Dr. H. MEYER-ZELLER.

Miscellen.

Eine medicinische Ordonnanz Felix Platters aus Zurlaubens »Acta Helvetica« (T. XXIII Pag. 307). (Mitgetheilt von Herrn Kantonsbibliothekar Dr. H. Brunhofer in Aarau.)

Ess soll der herr, auf der wiss, so er gern etwas ruw hett, von dem Confectt auss der grössern Schissel am morgen einer muscatnuss gros essen, dry stunden vor essens. Muss zwen morgen gebraucht werden.

Wan der herr heim kompt, sol er gleich die stuck im brief in ein fünf mässig fesslin oder gschir thun, vnd guten Elsasser dorüber giessen, vnd also ein tag anston lassen eb ers anfache brauchen.

Alls dan erstlich dass purgier schön luter confectionlin auf ein mol essen, doruf fasten bis mittag, wie den morgen gar fein und mitliglich purgieren, auch hirinn sterken.

So das geschächen sol er den wein anfachen drincken, vnd allens am morgen so er ein löfel zwen süplin gessen, ein halb becherlin vol dess weins drincken. Oder so er nit z'morgen isset anfangs des essens den ersten drunck darvon thun. vnd also continuiren so lang er well.

Von dem Confectt sol er alzeit über den andern tag einer muscatnuss gross, so balde er am morgen aufstet essen.

Von der latwergen sol er znacht nemmen wan er nider geih. vier muscatnuss gros. nur am dritten tag einest., wird im den schlaf bringē, vnd haupt wen gestillē.

(O. O. u. D.)

Doktor *Felix platter*
der Stadt Basel bestelter Medicus.

Die Gräber zu Hostris. In der Nähe des luzernerischen Dorfes Schötz, wo im Jahre 1489 bei 200 menschliche Körper ausgegraben wurden, befindet sich der Weiler Hostris. Auch dort wurden mehrmals schon Gräber gefunden; aber während die früher in Schötz entdeckten Gräber vom Volke sofort als Thebäer-Gräber bezeichnet und deshalb hoch gefeiert wurden (Vgl. *Lütolf*: »Die Glaubensboten der Schweizer vor St. Gallus 208 bis 218«), setzten die spätern Funde in Hostris die Bevölkerung offenbar in Verlegenheit. Wir haben darüber einige interessante Aktenstücke. Am Samstag nach St. Agatha 1610 berichten Schultheiss und Rath von Willisau an die Regierung von Luzern: »Wir könnend E. G. nit verhalten wöllicher massen kurtz abgeloffner tagen ein uralte begräbnuss in Hansen Schallers des Eüwern uff dem Hochstriss güttern gefunden, wölliche dan (zwyffels ohne) mit sonderm flyss und arbeit von gantzen gehawnen stucken Tuffts also zugericht worden, jedoch selbige nit mehr als ettwan vier schuch lang, dorinnen ettliche geringe gebein, als ettwen von einem vier oder fünfjārigen Kind zu sehen. Und diewyl nun unss schwärlich fallen wöllen in diser sach (ohne E. G. grüntliches erwüssen) etwas zu handlen, habend wir sy dessen hiemit underthänigst berichten, hieneben auch demüetigst pitten wöllen, Sy sich hierüber beralkten, unss nochmalen (wöllicher massen wir unss hierinnen verner zu verhalten) bevelchen wöllend, damit die gebein, wie auch die stein des grabs, an gepürende ort verordnet werden mögend.« — Der Rath von Luzern getraute sich nicht ein eigenes Urtheil in dieser Sache zu; er verlangte vom Leupriester der Stift im Hof ein Gutachten. Dieses lautete also: »Was die uralte in Hans Schallers gütter gefundene Begrebtus betrifft, sollend die darin gelegne Gebein an das Ort bestattet werden, do man die ungetauften Christkinder pflegt zu begraben weyl gar kein zeichen christlicher Religion darbey gespürt old vermerkt worden. Mit dem Sarch hat es nit vill bedenken, wo der selb hinkomme old gebrucht werde.«

Im Jahre 1728 fand *Joseph Wetterwald* auf dem Hostris, im Twing Schötz und Kirchgang Ettiswyl, auf dem Grossacher bei der Anlage einer Griengrube ein Klafter tief unter der Erde »ein ysenen Ring sambt etwas müschs, was es sein solte (hat) man nit erkennen können, sambt einigen alten gebeinen, deren Zändt noch frisch gefunden«. Landvogt Aurel zur Gilgen, der über diesen Fund den 23. Mai 1728 dem Rathe von Luzern Bericht erstattete, liess »die gebeyn weilen selbe von einem möntschen sind zu Ettiswyl, wo man die unschuldigen kinder leget, begraben«.

Past in allen Sammlungen von Scheibenrissen findet man, gewöhnlich mit Daten aus der Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts begleitet, den Namen *H. Lando* oder *R. H. Lando*, so anf Handzeichnungen im Basler Museum, in der Collection Bürki in Bern u. s. w. Aeltere daneben stehende Namen und Monogramme zeigen indessen, dass viele dieser Entwürfe von Lando nicht gefertigt sein können, und man glaubte daher, dass er nur Sammler und Liebhaber gewesen, und sein Name mithin blos als derjenige des Besitzers zu betrachten sei. Unlängst hat nun aber Herr a. Grossrath *Bürki* in Bern den Nachweis ermittelt, dass Lando doch ein Glasmaler gewesen ist. In einem Buche, das ihm einst angehörte, hat er den folgenden Namenseintrag hinterlassen: »Hanns Rudolf Lando Glassmaller u. Burger zu Bären. 1605.«

Eine zweite Entdeckung kam demnächst hinzu; sie gestattet auch ein Urtheil über Lando's Fähigkeit als Künstler abzugeben. Aus der unlängst in Paris versteigerten Sammlung des Grafen Pourtalès-Gorgier (cf. Kleinere Nachrichten: Neuenburg) hat Herr *Bürki* ein Glasgemälde erworben. Es zeigt die beiden Berner Schilde von dem Reichswappen überragt, links von einem Bären mit dem Standespanner, rechts von einem Löwen mit der Zähringer-Fahne gehalten. Darunter liest man die Inschrift: »Die Statt Bern. 1618« und des Künstlers Monogramm R. L. Dass es dasjenige Lando's ist, scheint ausser Frage zu stehen und lernt man ihn demnach als einen recht tüchtigen Glasmaler kennen, in einer Zeit, da sonst Stil und Technik schon zu sinken begannen. Ein zweites Glasgemälde, mit den combinirten Buchstaben R H L und dem Datum 1621 bezeichnet, ist wiederum eine Berner Scheibe. Sie befindet sich im Chor der Kirche von Aarberg und zeigt auf schwarzem und blauem Damast von tüchtiger Renaissance-Architektur umrahmt das von einem Löwen mit dem Reichsapfel gehaltene Standeswappen. Die Composition und die Inschrift lassen errathen, dass diese nach einem älteren Original copirte Scheibe mit einem seither untergegangenen Pendant begleitet war. Die Unterschrift lautet: »Bern 1576. Geschenk (sic) und Erneuert Anno 1621 R H L.«

R.

Kleinere Nachrichten.

Aargau. Die Restauration der *Glasgemälde* im Kreuzgang des Klosters *Wettingen* durch den Glasmaler J. H. Müller in Bern ist nunmehr vollendet. Anfangs Juni wurden die letzten Scheiben, die noch in Reparatur gestanden hatten, die des südlichen Flügels, wieder eingesetzt. Neuerdings hat nun auch die Reinigung und Wiederherstellung der schönen 1603 und 1604 datirten *Chorstühle* in der Kirche begonnen und soll laut Beschluss des Regierungsrathes die lange vernachlässigte, unter Abt Niklaus H. Göldlin von Tiefenau (1676—86) erbaute *Mariencapelle*, wie es der Bedeutung dieses schmuckvollen Interieurs entspricht, einer würdigen Instandsetzung entgegenzusehen.

Basel. Die schönen, 1586 verfertigten »Haupterstühle« des Münsters (»Anz.« 1878, No. 3, S. 863) sind nunmehr in der Martinskirche aufgestellt. (Vergl. auch »Neue Zürcher Ztg.« Nr. 306.)

Baselland. Vor einigen Wochen (Juni), schreibt der »Landschättler«, stiess der Besitzer des Hofes »Eichlen« bei *Füllinsdorf*, oberhalb Augst, auf ein Grab, dessen Inhalt ein reicherer als gewöhnlich war. Von der Leiche, die, nach dem bronzenen Fingerring zu schliessen, einer Dame angehörte, war der Schädel mit sehr gutem Gebiss noch vollständig, er wurde aber durch Unvorsichtigkeit beschädigt. Der Gold- und Silberschmuck, den man dem Grabe enthob, beweist, dass die Bestattete eine vermögliche Person gewesen. Man fand 23 sehr schöne fein getriebene Goldplättchen, wie Berichterstatter vermuthet, zum Besatze eines Zieraths oder Kleidungsstückes bestimmt; ferner ein dünnes silbernes Büchchen, ebenfalls verziert, und einen Bronzering mit Gemme, deren Darstellung indessen noch nicht enträthelt ist. Nach dem Urtheile des Herrn *Amiet* in Solothurn dürfte dieser Ring aus dem III. oder IV. Jahrhundert stammen. Mehrere Münzen tragen das Bild der Kaiserin Faustina (†175 n. Chr.) Das ziemlich grosse Thränenfläschchen ist unbeschädigt erhalten. Alle diese Fundgegenstände wurden von dem Besitzer in anerkennenswerthester Weise dem kantonalen Museum überlassen, wo sie bereits eingetroffen sind. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 149.)

Bern. Ueber die durch die Initiative des Herrn a. Grossrath *Fr. Bürki* angeregte Restauration der *Burgundertapeten* schreibt das »Berner Intelligenz-Blatt« im Mai: Den im Laufe der letzten Jahre reparirten drei Tapeten hat sich nun eine vierte angeschlossen, die vor mehreren Tagen aus dem Atelier der Frau M. Carey-Bay einer Kommission von Fachmännern zur Vorlage gelangte. Es ist diess der im Katalog mit Nr. 1 bezeichnete Teppich, die Anbetung der Könige darstellend mit dem Spruche des Engels: »Non redietis ad Herodem«. Obwohl die Tapete eine der kleinern ist (13 Fuss lang, 12 Fuss breit) und auch die Defecte verhältnissmässig geringe waren, erforderte die Restauration dennoch anderthalb Jahre Zeit. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 117.)

Das *neue Kunstmuseum* ist zur Stunde vollständig eingerichtet, so dass Anfangs Juli die Eröffnung stattfinden kann. In den letzten Tagen schenkte Herr *Fr. Bürki*, der bernische Kunstmäcen, dem neuen Institute in gemeinnützigster Weise eine Anzahl werthvoller Gemälde älterer und neuerer Meister. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 143.)

Graubünden. Der »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 101 wird aus *Chur* vom 28. April geschrieben: Die vor ungefähr 10 Jahren in Cles (Kreis Trient) gefundene Bronze-Tafel, enthaltend ein Edict des Kaisers Claudius vom Jahre 47 n. Chr. über die Grenzen der Provinz Rhätien, ist vor Kurzem aus Privatbesitz für Fr. 3400 vom städtischen Museum in Trient erworben worden. Da diese Tafel ein so altes und wichtiges Document für das römische Rhätien bildet, so waren auch von Chur aus erhebliche Anstrengungen gemacht worden, um sich den Besitz derselben zu sichern; allein zu spät, da sich Trient bereits ein Vorkaufsrecht verschafft hatte.

Luzern. Mit der permanenten Gemälde-Ausstellung ist nunmehr seit Ende Juni auch die *Kunst- und Alterthümer-Sammlung* im Rathhause eröffnet.

Neuenburg. *Auvernier*. Ein Kahn aus der Bronzezeit konnte hier kürzlich endlich heraufgebracht werden. Er mass ursprünglich mehr als 6 Meter, wurde aber bei früheren Hebungversuchen theilweise beschädigt. Das gewonnene Stück, M. 2,20 lang und im Ganzen sehr gut bearbeitet, kommt in das Museum von Colombier. Vor Kurzem wurde in Paris die *Sammlung der Glasgemälde* aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, welche bisher im Besitze des Grafen *Pourtalès-Gorgier* war, versteigert. Es wurden verkauft: Eine Glasscheibe mit dem Wappen der Stadt Yverdon für Fr. 2000, eine solche von 1671, die Ermordung des Landammanns von Unterwalden darstellend, für Fr. 700, ein Glasgemälde mit dem Standeswappen von Bern 440 (cf. Miscellen), eine Scheibe von Aarau von 1608 für Fr. 580, Wappen von Luzern 1607 für Fr. 890, Wappenscheibe von Genf 1540 für Fr. 1010 u. s. w. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 120.)

St. Gallen. Das letzte bisher noch erhaltene Stadthor, das *Speiserthor*, ist im Monat Juni abgetragen worden. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 140.) — *Wyl*. Ueber die Ende Juni in der Muttergotteskapelle bei St. Peter aufgedeckten Wandgemälde cf. »Allg. Schw. Ztg.« Beil. Nr. 157 und 158.

Schaffhausen. 26. April. Im Chor der St. Johannskirche wurde heute früh eine gothische Nische aufgedeckt, deren Einfassung mit Rosen verziert ist. Auf dem Grunde der Nische befindet sich ein Freskogemälde, welches die Enthauptung Johannes des Täufers darstellt. Die Figur Johannes des Evangelisten mit dem Kelch in der Hand ist sehr gut erhalten und von ansprechendem Gesichtsausdruck. (»Tagbl. f. d. Kanton Schaffhausen«, Nr. 98.) — 28. April. In der vorgestern aufgedeckten Nische im Chor der St. Johannskirche, die neben den Rosen noch mit sehr hübsch stilisirtem gothischem Laubwerk verziert ist, fanden sich im Mauerwerk auch noch Trümmer von verschiedenen Ornamenten vor, die einst den flachen Bogen der Nische schmückten. Herr *Vogel*, städtischer Bauaufseher, entdeckte beim Abbrechen der vor die Nische gezogenen Mauer ein Glasfläschchen mit einem Schriftstück, dessen Text hier wörtlich wiedergegeben wird: »Diese Geschichte, die Enthauptung Johannes des Theuffers haben, nachdem dieselbe, 312 Jahre Eingemauert ware, Wieder vorgefunden. J: Jakob Bek, Kunstmahler, und Lehrer, der freyen Handzeichnung auf der Latinischen schreibe Lateinischen. Schull, nebst diesem Meister Bernhard Schachenmann Maurer, der solches hervorgebracht hate, aus befehl dem löbl. Stadt-Rath der anno 1831 gewelt worden ware, von einer ganzen Bürgerschaft — und unter Aufsicht einem Stadtbaumeister, welcher ware Hr. Matens Gelzer, Maurer. Dazumal galt die Maas Wein, mitleren Schlags 10 kr. — das $\frac{1}{2}$ Brod 4 $\frac{1}{2}$ kr. — Mesmer zu S. Johan ist Rudolf Habik, handlinger waren Johan Conrad Bek und Caspar Speiseger. Dazumal war eine Betrübe Zeit, und Thrukenden (?) Burgerschaft, Gott gebe mir seynen Segen. Test. Schafhausen den 24. Julius 1833.« — Nach Harders »Beiträgen« waren im Chor *mehrere* Nischen mit reichverzierten Bogen vorhanden. (A. a. O. Nr. 99.) — 16. Mai. Im obersten Theile des Thurmes der St. Johannskirche über dem Glöcklein, das zur Schule und zur Arbeit läutet, wurden zwei Bleitafeln angenagelt gefunden, welche folgende Inschriften tragen:

1) Zur Zeit der Revolution hatt man mich renovirt — Da weder Rath noch Bürgermeister hat regirt Sonder eine Municipalitet, Gemeindkammer u. sonst Gericht. Diser Stadt oberstes Haupt jertz ist *Joh. Conrad Stierlin* Regierungsstatthalter.

Ano Domini 1801 den 18. Tag Heumonat War diser Helm u. Kuppel renoviert. Da ward President von der Bau-Comission Joh. Jacob Spleis und Stadtbaumeister Joh. Conrad Vogler. Werkmeister ward Andreas Widmer. Diser Reim auch Schrift hatt gemacht Bernhard Sigerist Goldarbeiter.

2) Hoc seculum plus scientiae habet Quam conscientiae, Unde famam multi conscientiam Pauci curant. Memoriae causa scripsi Die 23 Juli MDCCCI J. C. Harder, Destructae Reipubl. Scaphusianae Archivarius.

Dies heisst auf deutsch: »Dieses Jahrhundert hat mehr Wissen als Gewissen, darum kümmern sich viele um Ruhm, Wenige um das Gewissen. Zum Andenken hab' ichs geschrieben am 23. Juli 1801 Joh. Conrad Harder der zerstörten Republik Schaffhausen Archivar.«

Beide Tafeln werden wieder an ihren alten Standort versetzt (A. a. O. Nr. 116.)

Tessin. Laut Bericht des Herrn Oberst *Am Rhyn*, Expropriationscommissär der Gotthardbahn, wurde am 18. Juni bei Lavorgo anlässlich der Bahnarbeiten ein gemauertes, mit Steinplatten gedecktes Grab gefunden. Dasselbe ist M. 1,60 lang und 0,70 breit, jedoch ohne Cement oder Mörtel aufgeführt. Die Lage des Grabes geht genau von N. nach S.; das Haupt des Todten ist nach N. gerichtet und wenig nach W. geneigt; der Schädel ist im Zustande des Verfalls. Das aufgedeckte Grab soll erhalten bleiben. Der »Schweiz. Grenzpost« zufolge ist nicht ermittelt, ob der Fund als ein römischer anzusehen sei. Aehnliche Gräber fand man viele in Locarno. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 151.)

Thurgau. Herr Pfarrer *Berger* hat vor längerer Zeit in der Kirche zu *Oberkirch* neben der Kanzel und auf der ganzen Seite derselben alte *Freskogemälde* antdeckt und theilweise von ihrem Kalküberwurf blossgelegt. Wie derselbe sagt, sollen sich auch in der *Kurzdorfer* Kirche auf den äussern Mauern solche Fresken befinden, die durch Entfernung des Kalküberwurfes wieder ganz zu Tage könnten gefördert werden. (Beilage zu Nr. 141 der »Thurg. Ztg.«)

Waadt. Nachgrabungen in *Corcelette* bei Grandson, die Herr *Morel-Fatio* veranstaltet hat, förderten eine grosse Menge von Gegenständen aus der Bronzezeit zu Tage und es ist wahrscheinlich, dass noch weitere werthvolle Funde in Aussicht stehen. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 152.)

Zürich. Die *Modellsammlung* des berühmten Zürcher Goldschmieds *Peter Oeri* (1637—1692), die sich bis unlängst im Besitze eines hiesigen Goldschmieds befand, ist an Herrn Bijoutier J. Bossard in Luzern verkauft worden. Ueber den Münzfund im Rennweg cf. »Nene Zürcher Zeitung« Nr. 255, 4. Juni, 1. Bl. und »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 154. — Beim Abbruche des südlich neben dem Fraumünsteramt gelegenen »*Alumnatgebäudes*« wurden Ende Juni die Reste eines interessanten, ohne Zweifel aus dem Fraumünster stammenden *Grabmals* entdeckt. Auf dem schmalen sarkophagähnlichen Steine ist in flachem Relief die Gestalt einer Frau gemeisselt. Leider sind bisher nur die unteren Gewandtheile und die gefalteten Hände zum Vorschein gekommen. Die noch nicht völlig

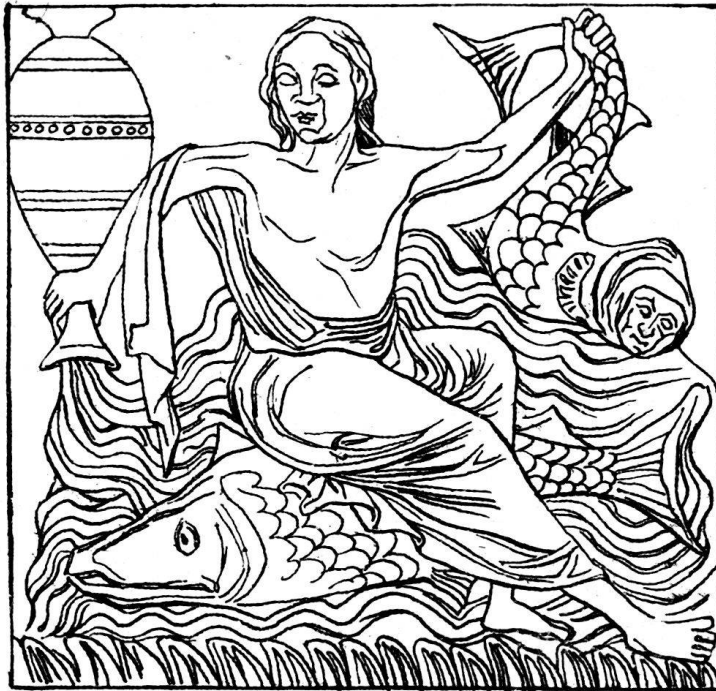
entzifferte Majuskelschrift am vorderen Rande und der Stil der Gewänder lassen auf die Herkunft aus dem XIV. Jahrhundert schliessen. Die untere giebelförmige Schmalfronte ist mit einem Spitzbogen decorirt, dessen Nasen in Blumen endigen. Die bisher gefundenen Fragmente werden im Krenzgang bei Predigern aufbewahrt. Ueber die Massnahmen der Bilderstürmer und Späterer gegen dergleichen Monumente cf. *Mörlikofer*: J. J. Breitingen und Zürich, S. 117.

Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur die Schweiz betreffend. *)

- Allgemeine Schweizer Zeitung.* Die alte Rheinbrücke in Basel. Beilage zu Nr. 135 u. ff. Kunstgeschichtliches. Neue Funde (Referat über die in Wyl entdeckten Wandgemälde aus dem XIV. und XVI. Jahrhundert.) Beilage Nr. 157 und 158.
- Alpenpost, neue,* Bd. IX Nr. 18. Gruyère (mit Abbildungen) Porte de Belluard à Gruyère und Avance défendant la porte de Belluard.
- Das alte Zürich* von S. *Vögelin*. II. Aufl., Lfg. IV. Zürich, Orell Füssli & Co.
- Bellinzona e le sue monete* edite ed inedite per *Bernardino Biondelli*. Milano, G. Brigola 1879.
- Die bildenden Künste in der Schweiz* im Jahre 1878. Jahresbericht dem Berner Kantonal-Kunstverein vortragen am 5. April 1879 vom Präsidenten Dr. B. v. *Tschärner von Bürler*. Bern, B. F. Haller 1879.
- Bollettino storico della Svizzera italiana.* Nr. 2—6, A. *Nüscher*. Le iscrizioni delle campane nel cantone Ticino. Nr. 2. A. *Baroffio*: Memorie storiche sulle diverse chiese ed oratorj esistenti in Mendrisio. Nr. 3. Inventario delle cose appartenenti a Donna Anna Leoni (fatto 1644 e nota delle gioje ec. della nobile Donna M. J. d'Orelli 1716.) Nr. 5. Inventario delle suppelletili, gioje e parafrenali della nobile Signora Maria d'Orelli 1716.
- C. *Brun*. Lionardo da Vinci — Bernardino Luini (in Dohme's »Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit«, Lfg. 63 und 64. Leipzig, E. A. Seemann 1879).
- Bulletin de l'Institut national genevois.* Tome XXII. *Roumieux, Ch.* Description de cent médailles genevoises inédites.
- Dahn, Felix.* Bausteine, gesammelte kleine Schriften. Berlin, Janke. Die Argovia von 1866 und der Fund von Lunkhofen.
- Der Geschichtsfreund.* Mittheilungen des Historischen Vereins der V Orte. XXXIV. Band. Einsiedeln, bei Gebr. Benziger 1879. *Anselm Schubiger*. Die Antonier und ihr Ordenshaus zu Uznach. Mit Tafel. B. *Amberg*. Römische und alamannische Funde bei Kottwil. Mit Tafel. *J. Schneller*. Die Thurmverliesse zu Luzern und in Sarnen. Gräberfund.
- Keiser, J.* Antiquarische Notizen aus der Umgegend von Burgdorf. (Jahresbericht über das Gymnasium von Burgdorf am Schlusse des Jahres 1878/79. Burgdorf, Langlois.)
- Mantz, Paul.* Hans Holbein. Dessins et gravures sous la direction de Edouard Lièvre. Paris, A. Quantin 1879.
- Mémoires et documents* publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande. Tome XXXIV. Lausanne, G. Bridel 1879. Notice sur le milliaire de Vich, par *Ch. Morel*. Histoire monétaire de Lausanne (1394—1476), fragment par A. *Morel-Fatio*. Nécrologe de la Chartreuse de la Lance, par l'abbé *Gremaud*.
- Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich*, Band XX, Abtheilung I, Heft 3. Pfahlbauten, achter Bericht von Dr. *Ferdinand Keller*, Zürich 1879.
- Musée neuchâtelois.* Avril et Mai: Art et artistes neuchâtelois. Sentences et inscriptions de quelques maisons des montagnes neuchâtelaises, avec planche. Juin: Note sur un vase lacustre de la station du bronze à Auvernier, avec planche.
- Repertorium für Kunstwissenschaft.* Redigirt von Dr. H. Janitschek und Dr. Alfred Woltmann. Bd. II, Heft 2. Dr. E. *His*. Holbeins Verhältniss zur Basler Reformation. Prof. S. *Vögelin*. Ergänzungen und Nachweisungen zum Holzschnittwerk Hans Holbeins des Jüngern.
- Revue artistique* 1878—79. Nr. 17—19. Anvers. *Eckhoud, G.* La danse macabre du pont de Lucerne. Légende.
- Willi, P. Dominicus*, Ord. cist. Die oberdeutsche und schweizerische Cistercienser-Congregation. Ein Beitrag zur Geschichte des Klosters Wettingen — Mehrerau. Bregenz, J. H. Teutsch, 1879 (nicht im Buchhandel).

*) Das Verzeichniss der neuesten Literatur geben wir, ohne die Verantwortlichkeit für eine vollständige Aufzählung der jeweilig erschienenen Werke übernehmen zu können. Wir erlauben uns daher, an die Herren Autoren und Verleger, in deren Interesse es liegt, ihre Veröffentlichungen in weiteren Kreisen bekannt zu wissen, die Bitte zu richten, unsere Verzeichnisse durch gefällige Mittheilungen vervollständigen zu helfen.





ANZEIGER

FÜR

SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE. INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N^o 4.

ZÜRICH.

Oktober 1879.

Abonnementspreis: Jährlich 2 Fr. 50 Cts. — Man abonnirt bei den Postbureaux und allen Buchhandlungen, sowie auch direkt bei der Verlagsbuchhandlung von **J. Herzog** in **Zürich**.

Inhalt: 376. Lettre à M. le Professeur Forel, von E. Desor. S. 943. — 377. Thongefäss aus dem Pfahlbau Mörigen (Taf. XXVII, Fig. 3 und 4), von V. Gross. S. 945. — 378. Cimetière burgonde à Bassecourt, par A. Quiquerez. S. 946. — 379. Das älteste Stadtsiegel von Basel (Taf. XXVII, Fig. 1 und 2), von Dr. R. Wackernagel. S. 949. — 380. Zwei Grabmäler aus dem Fraumünster in Zürich (Taf. XXVIII, von Prof. R. Rahn. S. 951. — 381. Petite cloche de La Tour-de-Peilz, par le Prof. H. O. Wirz. S. 953. — 382. Die Saluxer Tafel, von Chr. Kind. S. 955. — 383. Façadenmalerei in der Schweiz (Fortsetzung), von Prof. Sal. Vögelin jr. S. 955. — Miscellen. S. 957. — Kleinere Nachrichten. S. 959. — Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur, die Schweiz betreffend. S. 962.

376.

Lettre à M. le Professeur Forel.

Très-honoré Collègue,

Si je n'ai pas répondu plutôt à votre intéressante brochure sur l'origine des ténevières ou buttes sous lacustres de l'âge de la pierre, c'est que j'en ai été empêché par une indisposition prolongée qui m'a atteint dès mon retour du Midi.

Appréciant toute la portée de vos objections à l'explication que j'avais essayé de donner de ces tertres submergés, il m'importait, avant d'entrer en discussion, d'aller revoir les endroits du littoral de notre lac qui m'avaient fourni les arguments que j'ai invoqués. Or ce n'est que tout récemment que j'ai pu me rendre sur les lieux et visiter de nouveau les stations de Hauterive et Champreveyres. Avant l'abaissement du lac, la ténevière de cette dernière localité se distinguait entre toutes, par le fait que, lorsque les eaux étaient très-basses, le sommet de la butte apparaissait comme une petite île couronnée de pieux et séparée de la rive par un petit détroit recouvert d'environ un mètre d'eau. Essayant d'expliquer cette disposition particulière, j'en avais conclu que j'avois à faire à une butte artificielle faite de cailloux ramassés sur le rivage et consolidée au moyen de tronçons d'arbres placés verticalement sur le fond rocheux. Cette explication me paraissait justifiée par le fait que, sur toute la rive qui s'étend de Neuchâtel à St-Blaise, les couches de calcaire urgonien¹⁾ sont à une très-faible profondeur, en sorte qu'il serait difficile d'y planter des pieux d'une longueur tant soit peu considérable. J'avais en vain essayé, lors de mes premières recherches, de retirer quelques pieux de la ténevière pour m'assurer de leur dimension et de leur façonnement, mais ils étaient tellement encastrés dans le pavé de cailloux que je n'y réussis pas. Je fus ainsi amené à admettre que les pieux n'avaient pas été enfoncés dans le cailloutis,

¹⁾ ? Red.

mais simplement dressés sur le fond rocheux et consolidés au moyen de pierres entassées alentour.

Depuis lors est survenu l'abaissement des lacs qui a eu pour conséquence de mettre à sec une large zone de la rive, spécialement entre Neuchâtel et St-Blaise. Non seulement la ténevière de Champvevres ne forme plus une île séparée du rivage, mais tout l'espace entre elle et le rivage est à sec, en sorte qu'il est facile aujourd'hui, en parcourant cette plage désolée, de se faire une idée exacte de l'étendue de la station qui existait autrefois dans ces lieux et qui est beaucoup plus étendue qu'on ne l'avait cru au premier abord. Les pieux, loin d'être limités à la butte proprement dite, se retrouvent sur tout son pourtour et même dans la dépression qui la sépare de la rive. Ils y sont à la vérité moins serrés qu'au sommet, mais cependant encore assez nombreux. Il existe en outre, entre le sommet et le rivage, une double rangée de pieux qui n'avait pas été aperçue précédemment et qui constituait sans doute la passerelle pour gagner l'établissement principal.

On a vu plus haut que c'est le peu de profondeur des bancs rocheux qui m'avait conduit à admettre que les pieux n'avaient pas été enfoncés à la façon des pilotis, mais simplement placés debout. Dans cette dernière hypothèse, il était inutile qu'ils fussent appointis; il suffisait qu'ils fussent simplement tronqués. Mais ce fait n'a pu être vérifié que tout récemment.

Aujourd'hui que la ténevière est à sec et que les pieux ne sont plus aussi rebelles à l'extraction que lorsqu'ils étaient sous l'eau, je viens d'en retirer un certain nombre sans trop de difficulté. A ma grande surprise, j'ai dû constater qu'ils sont *tous appointis*, tout en étant très-courts, les plus longs ne mesurant pas au delà d'un mètre. Voilà donc un fait qui vient à l'appui de votre opinion d'après laquelle il ne s'agit pas d'une butte artificielle, mais d'un simple pilotis dans un amas de matériaux meubles. De pareils fondements ne devaient pas être très-solides. Mais il paraît que l'on suppléait à la faiblesse des pilotes par le nombre des pieux, qui est ici plus considérable que dans beaucoup d'autres stations. Il fallait aussi que les constructeurs préhistoriques eussent une connaissance exacte de la nature du fond, puisque les pieux n'ont pas la pointe émoussée comme ce serait le cas, s'ils avaient rencontré la surface du rocher. Ils sont au contraire tous taillés en pointe et les coups de hache s'y voient aussi nettement que s'ils étaient faits d'hier. C'est au point que je me suis demandé s'ils avaient bien été façonnés avec des haches en pierre. Pour dissiper les doutes qui avaient surgi dans mon esprit à cet égard, je viens de faire tailler avec une hache en pierre (enmanchée directement dans la hampe) une branche de sapin et une autre en chêne. J'ai pu m'assurer ainsi qu'on obtient avec une hache d'un bon tranchant exactement le même résultat. Les tailles modernes ne diffèrent pas d'une manière sensible des anciennes.

Maintenant qu'il est démontré que les ténevières ne sont pas des tertres artificiels, mais qu'elles rentrent dans la catégorie des simples pilotages, il reste à rechercher quelle peut être l'origine de ces buttes sous-lacustres. Constatons ici en premier lieu que cette forme accidentée du fond du lac est surtout frappante là où la rive est caillouteuse, tandis qu'on n'observe rien de semblable là où le fond est vaseux, comme à Auvernier, Concise, etc. Au premier abord rien ne paraît plus simple que d'envisager ces amas de cailloux comme le détrit des rochers du rivage, qui aurait été travaillé et façonné par les vagues, de manière à occasionner tantôt des reliefs, tantôt de petites

dépressions. Cette explication, quelque naturelle qu'elle semble au premier abord, n'est cependant pas admissible. En effet, s'il en était ainsi, il faudrait que les cailloux fussent de même nature que les rochers du rivage. Or il n'en est rien. Les cailloux de la grève de même que ceux de la ténevière ne proviennent pas des rochers du rivage; ils sont fréquemment d'une roche fort différente; ainsi on y rencontre des blocs de granit et d'autres roches cristallines, bon nombre de cailloux de quartzite et parmi les galets calcaires eux mêmes, il s'en trouve un grand nombre dont le gisement est ailleurs, dans la montagne ou le long des rivières qui se jettent dans le lac. C'est ce dont je viens encore de m'assurer en compagnie de M. Ch. Martins. Il reste à rechercher quelle peut être l'origine de ces immenses amas de cailloux, à présent, qu'ils sont à nu et qu'on peut en étudier la disposition non-seulement à la surface, mais aussi dans l'intérieur. Or je viens de m'assurer qu'ils sont de composition identique aux amas de cailloux qui étaient déjà plus ou moins exondés avant l'abaissement du lac, comme p. e. au Heidenweg près de Préfargier. Or comme l'origine glaciaire de ces derniers ne saurait être douteuse, j'en infère que nous avons à faire dans ces deux localités à des restes d'anciennes moraines qui ont dû s'accumuler de préférence sur la rive gauche du lac, contre la barrière qu'opposaient au glacier les collines du Jura. De cette manière il n'est pas nécessaire de s'ingénier pour expliquer l'inégalité de leur surface par l'action des vagues. Cette inégalité peut fort bien se rattacher à la forme primitive de l'ancienne moraine. Les vagues, à notre sens, n'auraient joué d'autre rôle que d'enlever la boue superficielle de manière à donner aux parties saillantes spécialement aux ténevières l'apparence d'un pavé, tandis qu'elles accumulaient le sable sur d'autres points. Les gros matériaux n'ont guère été déplacés. Preuve en soit le fait que les blocs de granit ont pour la plupart conservé leurs angles saillants.

J'arrive ainsi à la conclusion que les ténevières de la rive gauche du lac de Neuchâtel, entre cette ville et St-Blaise, ne sont pas des buttes artificielles, comme je l'avais cru dans l'origine, mais que ce sont des résidus anciennes moraines.

Votre dévoué

Neuchâtel, le 18 Juin 1879.

E. DESOR.

377.

Thongefäss aus dem Pfahlbau Mörigen.

(Taf. XXVIII, Fig. 3 und 4.)

Im VII. Pfahlbau-Bericht findet sich auf Taf. XIX, Fig. 9 ein kleines bauchiges Thongefäss abgebildet, das zwei hohle cylindrische Ansätze zeigt, welche muthmasslich mit je einem ähnlichen Thongefäss in Zusammenhang waren. — Kürzlich hat nun Herr V. Gross aus Auvernier ein ähnliches, jedoch vollständiges Gefäss erhalten, das wir auf Taf. XXVII, Fig. 3 in natürlicher Grösse darstellen; Fig. 4 zeigt die symmetrische Verbindung der drei gleichartigen Schalen durch drei Röhren, welche letztere durch einen kreisförmigen Zwischenraum unter sich getrennt sind, so dass die Flüssigkeit, welche in die eine Schale gegossen wird, sich sogleich den beiden andern mittheilt und gleichmässig steigt und fällt.

Ueber die Bestimmung dieses sonderbaren Geräthes lässt sich einstweilen keine andere Vermuthung aufstellen, als dass es zum Spielzeug bestimmt gewesen sei.

378.

Cimetière burgonde à Bassecourt.

Nous avons déjà donné à l'*Indicateur d'Antiquités suisses*, deux notices¹⁾ sur des sépultures burgondes trouvées à Bassecourt; mais depuis lors on a fait de nouvelles découvertes qui permettent de fournir plus de détails. Malheureusement nous ne pouvons ajouter beaucoup de nouveaux dessins, parce que nous ne possédons qu'un petit nombre des objets recueillis, et que les autres déposés au Collège de Delémont ne sont pas à notre disposition pour les dessiner. On dit que l'administration s'est montrée jalouse de nos premières indications et ce n'est que grâce à la bienveillance d'un professeur que nous avons pu y donner un coup d'œil. Toutefois nous en avons assez vu et nous connaissons suffisamment Bassecourt et ses environs pour pouvoir en parler avec quelque certitude.

Nos longues recherches dans le Jura bernois nous ont fait découvrir de nombreuses traces de l'occupation de cette contrée par les Burgondes, non pas comme un peuple conquérant et de passage dans le pays, mais comme s'y étant établis avec les indigènes. Dans les fouilles des ruines romaines que nous avons opérées, il y a bien des années, nous n'avons d'abord pas su distinguer complètement les antiquités burgondes de celles romaines; mais le jour s'est fait dans nos appréciations, et nous avons pu constater que les Burgondes avaient réoccupés plus ou moins les édifices romains et bien certainement les localités habitées par les Gallo-Romains et souvent qui l'avaient déjà été par les peuples antérieurs.

Les invasions allemaniques ont fait beaucoup de ruines chez nous, mais les allemandes proprement dits ont peu ou point laissé de traces de leur passage. Il peut cependant y en avoir près des établissements militaires, lorsque les empereurs romains admirent de nombreuses bandes germaniques dans leurs armées, et leur donnèrent des terres qu'elles cultivèrent avec leurs familles dans le voisinage des postes militaires.

Quand les Burgondes arrivèrent dans nos contrées, en 406, ils furent sans doute des dévastateurs, comme leurs compagnons les Alains et les Vandales, mais après que les Séquanes les eurent eux-mêmes appelés, et surtout après l'invasion des Huns, en 450, ils firent des établissements stables, tous en reconnaissant encore longtemps la suprématie de l'Empire romain. Ils ne traitèrent nullement en ennemis les Gallo-Romains et s'ils opérèrent quelques partages de terre, ce furent sans doute celles du fisc qui en furent l'objet. Ils n'asservirent point les peuples indigènes, ils vécurent avec eux, comme le prouve leur législation.

Selon certains auteurs ils auraient eu dans leurs lots des quartiers particuliers, et il est, en effet, possible que quelques parties du Jura furent plus spécialement occupées par les Burgondes que d'autres localités; mais il serait téméraire d'assigner des limites à leurs quartiers. Cependant on remarque, par exemple, que la partie

¹⁾ *Indicateur* N° 2, 1877, et planche XIV; 1879, planche XXIV.

orientale du Val de Delémont n'offre point d'antiquités burgondes, et on appelle encore cette contrée chez les Romains, tandis que la partie occidentale présente de nombreuses preuves de son occupation par les Burgondes. Le bourg romain de Vicques semble avoir été la limite entre les deux cantonnements. Les ruines romaines de ce bourg n'ont pas restitué d'antiquités burgondes, tandis qu'à l'ouest le village de Courfaivre a présenté deux cimetières burgondes dans des ruines romaines et un troisième sans traces de l'époque romaine.

Le village voisin de Bassecourt possède un grand cimetière burgonde en dehors des habitations actuelles, mais près d'une chapelle, dans laquelle il y a encore une roche vénérée et à l'entour un petit cimetière chrétien. Nous avons recueilli près de là une hachette en néphrite, la seule trouvée dans le Jura, et l'on remarque dans son voisinage des vestiges d'habitations qui ne devaient être qu'en bois, car on n'en reconnaît les traces qu'à la couleur charbonneuse du terrain et à des tessons de poterie antique. — Le cimetière burgonde est à une centaine de mètres du précédent.

Le village de Develier, à une lieue de là, abonde en ruines romaines et celles-ci renferment des sépultures burgondes, les unes murées, les autres en terre libre et aussi quelques sarcophages. Le même fait se retrouve à Liesberg, à Ræschens, à Wahlen, au Val de Laufen; à Cremine, dans la vallée de Moutier; puis dans le pays de Porrentruy, à Courgenay, Villard, Chevenez, Damvant, Grandfontaine, Alle, Fregiecourt, Beurnevésain et sans doute en bien d'autres lieux que nous n'avons pas fouillés. Tous les lieux préindiqués offrent non-seulement des traces burgondes et romaines, mais encore celles des temps préhistoriques.

Cette réoccupation des mêmes localités indique la continuité de leur habitation par les indigènes avec les nouveaux venus. Les noms doubles de beaucoup de nos villages en sont encore une autre preuve. Le nom à racine germanique ou le nom allemand est toujours plus moderne que celui français ou en langue du pays. Les premiers dérivent volontiers du nom d'un chef germanique, tandis que les seconds, provenant du latin, désignent quelquefois un personnage romain. On pourrait citer beaucoup d'exemples.

Bassecourt n'a pas de rapport avec son nom allemand de Altdorf, Vieux Village; aussi nous estimons que ce sont les Burgondes qui l'ont ainsi nommé parce qu'ils y ont trouvé un ancien village près de la chapelle précitée, car la pierre levée qu'on y voit témoigne de l'antiquité de cette localité. Le village voisin de Bœcourt, Bœscort, Boum curtis a été nommé par eux Buestingen. Mais celui tout aussi rapproché de Courfaivre, Curtisfabrum, n'a pas changé. Probablement ses ateliers de forgerons, dont il y a tant de traces, se sont maintenus durant l'occupation burgonde. Ils remontent au premier âge du fer et Courfaivre a eu des habitations dès l'âge de la pierre.

Nous avons observé dans le Jura plus de seize localités avec des sépultures burgondes plus ou moins confondues avec celles des Gallo-Romains, mais le cimetière de Bassecourt que les travaux du chemin de fer ont fait découvrir depuis quatre ans, présente un intérêt tout particulier parce que les objets qu'il restitue indiquent une population guerrière et sédentaire, établie en ce lieu avec femmes et enfants, ayant conservé ses armes, ses vêtements, ses objets de parure, ses usages mêmes et tous ce qui constituait une colonie burgonde à son premier établissement dans cette partie de la Séquanie. Aucun des objets découverts ne révèle qu'elle ait déjà embrassé le

christianisme. Son cimetière est en dehors de celui chrétien. Cette peuplade n'a dû construire que des maisons en bois qui n'ont laissé que des charbons et des débris de cette même poterie, dont quelques vases entiers ont été déterrés avec des squelettes d'hommes et de femmes. Leur forme et leurs dessins rappellent les poteries germaines et la pâte en est plus fine que celle des poteries de l'âge du bronze et de la pierre. Leur grandeur est trop considérable pour qu'on puisse les attribuer à un usage religieux, soit pour de l'eau benite, soit pour de l'encens. Ils ont plutôt servi à renfermer des substances alimentaires pour le grand voyage des morts. Ce fait révèle alors la croyance de ces barbares à une autre vie. On remarque aussi quelques vases en verre, mais de petites dimensions.

Les monnaies recueillies appartiennent aux derniers temps de l'empire romain et au Bas-Empire. Quelques pièces percées à leur bord ont dû servir de collier. Une femme en tenait cinq dans sa main, avec trois anneaux de bronze. On avait déjà trouvé à Courfaivre une monnaie du Bas-Empire dans une ancienne sépulture.

Entrons actuellement dans quelques détails. Le cimetière de Bassecourt est situé dans la plaine dont le sol ne présente que quelques pouces de terre végétale reposant sur une couche profonde de galets ou de sable déposé par les eaux diluviennes. Les sépultures éparses et sans ordre ne sont qu'à deux ou trois pieds de profondeur. Il n'y a pas de traces de cercueils en bois, de tombes murées, ni de sarcophages. Point de débris romains, comme aux deux cimetières voisins de Courfaivre et autres lieux. Les cadavres sont couchés sur le dos, les hommes sont d'assez grande taille, mais non pas des septipèdes.

Comme nous l'avons déjà remarqué à Courfaivre, cette population avait de belles dents. Chaque individu portait un couteau à manche droit presque aussi long que la lame; quelques-uns, outre le couteau, avaient une pointe de fer de 3 à 4 pouces de longueur avec un anneau de suspension. Nous regardons cet instrument comme destiné à remplacer la fourchette pour tenir le morceau de viande piqué au plat avec le couteau, ainsi qu'on le voit dans la relation de l'ambassade envoyée à Attila par l'empereur d'Orient. Les hommes ont une arme et, en particulier, un scramasax plus ou moins long, sans garde, mais avec un gros manche en bois, dont il reste des traces sur la soie fort épaisse près de la lame. Une de ces épées a plus de deux pieds de long et le manche en prend la moitié, en sorte qu'on pouvait le saisir à deux mains. Ces lames à un seul tranchant pouvaient servir de hache. Elles ont ordinairement une ou deux rainures longitudinales. — Toutes sont un peu différentes de forme et de dimension, elles révèlent un travail peu habile. Les ceinturons qui portaient les épées, étaient en cuir; ils se bouclaient au moyen de deux plaques plus ou moins grandes, ordinairement en fer. Celles en laiton sont plus petites. Quelques-unes sont ornées de dessins en filets d'argent incrustés dans le fer. Nous en avons une de Courfaivre avec filets d'or. On allongeait on raccourcissait aussi ces ceinturons au moyen d'une pièce de fer ressemblant à un ancien briquet. Beaucoup de petits ornements, boucles diverses, anneaux, tenons, clous en laiton indiquent qu'on employait encore diverses courroies de suspension. Un homme était armé d'un trident, comme ceux du premier âge du fer. D'autres portaient des piques de formes diverses, des javelots, des flèches à fer un peu applati, et enfin des haches de petites dimensions, plus propres au combat qu'à tailler et charpenter le bois.

Un ombo de bouclier en fer indique qu'ils faisaient usage de ce moyen de défense. Sa forme présente une grande analogie avec ceux du premier et seconde âge du fer qu'on voit au Musée de Copenhague et à celui de l'époque allemanique, publié par M. le Dr. *Keller*

Il est probable que les hommes portaient des colliers, comme les femmes. Ils sont en général composés de perles en terre cuite de couleurs diverses. Il y en a aussi qui sont recouvert d'émail. On ne trouve que peu de grains en verre, mais quelques-uns en ambre, comme on voit déjà cette résine employée depuis une haute antiquité à cet usage. En aurait-on deviné les propriétés électriques?

Une femme avait un de ces colliers, un couteau avec sa pointe de fer en guise de fourchette et une peignette en os renforcée par deux lames de même substance fixées sur le plat par des clous de fer. Une autre portait des ciseaux à ressort, comme ceux du premier âge du fer, encore employés au moyen âge et de nos jours pour tondre les moutons. Les noix de fuseaux en terre cuite ne sont pas rares. On remarque tout particulièrement un collier, composé de grains de terre émaillée, d'un grain de verre blanc, de plusieurs en terre diversement colorée et fermé à chaque bout par deux petites capsules en laiton qui arrêtaient les perles et les serraient ensemble. Cette femme avait une ceinture de cuir avec une agrafe en laiton, et une autre ceinture formée d'une verge de fer. C'est elle qui tenait dans sa main trois anneaux de bronze et cinq monnaies romaines, trop détériorées pour pouvoir les déterminer. A son côté pendait un couteau et diverses petites pièces de fer qui semblent avoir composé une chaînette à mailles de fil de fer. Cette femme de grande taille avait une superbe denture.

Deux femmes ont restitué des ornements en or, telles que des boucles d'oreilles, et des disques en bronze, recouverts de minces plaques d'or à dessins repoussés et ornés de chatons en verre. Ces disques ont des tenons pour les fixer sur des courroies de cuir.

Beaucoup de petits objets mériteraient un examen plus long que celui qu'on nous a permis de leur donner; mais ce qu'on vient de dire révèle suffisamment l'intérêt que présente le cimetière, dont l'étendue n'est pas encore déterminée et dans lequel on fera encore des recherches. Les premières ont fait disperser bien des objets, et c'est ainsi qu'un ingénieur des chemins de fer en a recueilli quelques-uns qu'il a bien voulu nous donner.

Bellerive, 24 Juillet 1874.

Dr. QUIQUEREZ.

379.

Das älteste Stadtsiegel von Basel.

(Taf. XXVII, Fig. 1 und 2.)

Von demjenigen Basler Stadtsiegel, welches Anfangs allein, seit dem 14. Jahrhundert als grösseres Siegel neben dem Secretsiegel gebraucht wurde, sind bis jetzt drei Formen bekannt geworden, welche alle die gleiche Darstellung zeigen — im Siegelfeld eine Abbildung des Münsters und die Buchstaben $A\Omega$, als Umschrift: SIGILLVM CIVIVM BASILIENSIVM —, und nur durch kleinere Abweichungen, namentlich in der Ausführung des Münsterbildes, sich von einander unterscheiden. Sie sind besprochen und ungenau abgebildet bei *Schulthess* und *Keller*: »Die Städte- und Landessiegel der

Schweiz.«¹⁾ Weitere Bemerkungen und eine Abbildung der Form I finden sich in Heusler: »Verfassungsgeschichte der Stadt Basel.«

An beiden Orten wird gelehrt, dass diese drei Formen die einzigen seien, und dass deren erste seit 1225 bis nach der Mitte des 13. Jahrhunderts vorkomme. Dem ist aber nicht so.

In erster Linie ist zu erwähnen, dass die bei Schulthess und bei Heusler genannte Urkunde von 1225 (betr. Befreiung des Klosters Bürglen vom Basler Rheinbrückenzoll; im badischen Generallandesarchiv) neben den Siegeln des Bischofs und des Domkapitels das dritte in der Urkunde aufgeführte, nämlich das Sigillum civitatis, gar nicht mehr aufweist. Es ist abgefallen und nicht einmal ein Fragment desselben mehr erhalten. Aber wenn es hieng, wäre es nicht das bei Schulthess als No. I abgebildete, sondern ein früheres. Denn an den Urkunden des Basler Staatsarchivs wird jenes nicht vor dem Jahre 1265 angetroffen; vielmehr zeigen die wenigen Stadtsiegel, welche aus der frühern Zeit noch erhalten sind, eine andere, ältere, bisher unbeachtet gelassene Form. Es sind die Siegel der Urkunden St. Peter 28 a, 29, Prediger 59, Clingenthal 10, aus den Jahren 1256, 1257, 1258. Es ist zu bedauern, dass keine ältern Exemplare in Basel zu finden sind. Anderorts wäre es vielleicht möglich. Trouillat z. B. enthält eine ganze Reihe von Urkunden aus dieser alten Zeit, welche des an ihnen hängenden Basler Stadtsiegels Erwähnung thun, und deren Originale in Pruntrut liegen. Ebenso die Urkunde des Luzerner Staatsarchivs von 1251, welche Schulthess S. 88 erwähnt; sie zeigt ohne Zweifel, falls sie das Siegel noch hat, nicht wie Schulthess angibt, die dort sub I abgebildete, sondern eben diese ältere Form. Dieselbe ist folgende: (S. die Abbildungen).

In der Hauptsache, nämlich in Bild, Aufschrift und Umschrift stimmt sie mit allen spätern, mit dem zunächst folgenden auch in der Grösse überein. Im Vergleich mit diesem letztern — denn nur auf *diesen* Vergleich kommt es hier an — zeigt sie aber folgende Abweichungen:

1. Im Bild: Die Thürme stehen nicht senkrecht, sondern neigen sich oben gegen einander. Zudem ist der linke etwas niedriger als der rechte. Auch im Mauerwerk sind sie verschieden: das des linken Thurmes besteht aus fünf Lagen, das des rechten aus sechs. Die Rundung des Mittelbaues ist nicht kreisförmig, sondern rechts nach unten gezogen. Auch die Fenster des Mittelbaues sind ungleich hoch. Die Knöpfe auf Thürmen und Mittelbau sind sehr gross.

2. In der Umschrift: Dieselbe ist äusserst ungleichmässig vertheilt. Das Wort SIGILLVM nimmt beinahe die Hälfte des Randes ein, so dass die beiden folgenden Worte kaum mehr Platz finden. Die letzten Buchstaben von BASILIENSIVM sind daher ganz enge zusammengedrückt, das Schluss-M zudem noch niedriger als die übrigen Buchstaben.

In allen den genannten Punkten zeigt das seit 1265 auftretende Siegel einen wesentlichen Fortschritt. Im Vergleich zu dem von ungeübter Hand geschnittenen Stempel des ersten Siegels ist es von einer sauberen, gleichmässigen, fast elegant zu nennenden Ausführung.

DR. RUDOLF WACKERNAGEL.

¹⁾ »Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich«, Bd. IX, I. Abth., Heft 4.

Zwei Grabmäler aus dem Fraumünster in Zürich.

(Taf. XXVIII.)

Beim Abbruche des sogenannten Alumnates, oder des alten »Früchtehauses«, seit 1636 der »neue Zuchthof«, auch schlechtweg der »Hof« geheissen, einem grossen Gebäude, das zwischen dem Fraumünsteramte und der Kappelergasse stand, sind im letzten Juni die Reste zweier Grabmäler gefunden worden. Sie waren — drei Fragmente — an verschiedenen Stellen vermauert und müssen ursprünglich im nahen Fraumünster gestanden haben. Beide Grabmäler haben die Form eines sarkophagähnlichen Steines, der rückwärts an eine Mauer stiess, während die vordere Langseite vermuthlich auf zwei oder mehreren Stützen, steinernen Säulchen oder Pfeilerchen ruhte.

Das eine und besser erhaltene Grabmal ist an der langen Wandseite mit einem tiefen eigenthümlich gebildeten Falze versehen, der möglicherweise erst später behufs Verwendung dieses Steines als Werkstück, vielleicht aber auch schon ursprünglich zur Aufnahme eines aus der Mauer vortretenden Supports erstellt worden ist. Die Länge dieses Fragments beträgt circa m. 0,94, die Höhe 0,46, seine Breite 0,42. Die mit leichter Wölbung gegen die Mauer ansteigende Oberfläche zeigt die untere Hälfte einer weiblichen Gewandfigur. Sie ist in flachem Relief, weich, nicht ohne Geschicklichkeit ausgehauen. Einzelne Parthien sind auch bloss mit gravirten Lineamenten umzeichnet. Das Obergewand, das sich in der Mitte des Körpers mit vollen, langen Falten überwirft, lässt nur die Spitze des rechten Fusses frei. Vorne fällt es ein wenig über die lange Schauseite herab. Diese letztere ist von einem glatten Rande umgeben, auf dem man, beim Fussende beginnend, in gothischen Majuskeln die folgende Inschrift liest:

+ HIE · LIT · DŮ (sic) ANDER · MEHTHI(LD) . . .

Innerhalb dieses platten Rahmens ist die Schauseite vertieft mit Profilen, die oben und unten eine verschiedene Bildung zeigen und sich demgemäss mit dem Rahmen an der Schmalseite in eigenthümlicher Weise verschneiden. Die Fronte am Fussende ist giebel-förmig gestaltet und von einem schmucklosen Profile umschlossen.

Von dem zweiten Grabmale sind zwei Fragmente vorhanden, welche zusammen eine Länge von ca. m. 0,97 haben. Sie gehören zur Mitte und oberen Hälfte des Steines, sind aber derart zugerichtet, dass von jener nur ein Theil der Figur und von dieser bloss die Basis nebst einem Bruchstück der Inschrift erhalten ist. Den Rest mit Kopf und Brust hat man weggeschlagen und den Stein an dieser Stelle rechtwinkelig ausgehauen. Was von der Figur zu sehen ist, beschränkt sich daher auf den mittleren Theil des Rockes und des Mantels, aus welchem die Rechte mit einem Bucho zum Vorschein kommt. Alles ist wieder in flachem Relief, nur, will uns scheinen, etwas geringer und derber als die Figur des ersten Grabmales behandelt. Dieselbe Gliederung, wie dort, wiederholt sich an der langen Schauseite. Am Fusse derselben liest man die Inschrift: (E)BTISCHEN · BŮRTIG V (und als Fortsetzung an der unteren Schmalseite): ON · M Der volle Name (Murghart oder Mazingen) hat auf dem Steine selbst keine Stelle mehr gefunden, er muss entweder abgekürzt oder an der anstossenden Mauer fortgesetzt gewesen sein. Hier ist diese Schmalfronte ihrer ursprünglichen Bekrönung beraubt. Ueber der Inschrift, welche die Basis bildet, setzt sich das untere Profil der

Langseite fort. Der obere Rest ist mit einem kleeblattförmigen Bogen belebt, dessen Nasen in lilienförmige Endungen auslaufen. Nach dem Charakter der Inschrift zu schliessen, dürfte dieses Grabmal das jüngere sein. Die Buchstaben sind minder kräftig, als die derben, scharf dreieckig ausgekeilten Majuskeln des ersten Steines, gezielter auch; einige der starken Züge sind von einer zweiten feineren Linie begleitet.

Gewiss sind diese Denkmäler nicht eigentliche Grabsteine, sondern Cenotaphien gewesen, wie solche häufig zum Gedächtnisse längst Verstorbener errichtet wurden. So wird von der Aebtissin Elisabetha von Wetzikon gemeldet, dass sie 1272 die Gebeine der ersten Aebtissinnen, der Princessinnen Hildegard und Berchta, habe erheben und in besonders schönen Grabmälern bestatten lassen ¹⁾.

Wann sind aber diese beiden neuerdings entdeckten Denkmäler errichtet worden? Herr Prof. Dr. G. v. Wyss schreibt uns hierüber: »1. Die Zeit der Errichtung der beiden Cenotaphien würde ich am liebsten unter die Aebtissin Elisabeth von Wetzikon (1270—98) ansetzen. Sie hat 1272 die Grabmäler der beiden ersten Aebtissinnen vor der Kapelle unter dem hinteren (südlichen) Thurm (heute die sog. »Kuchi«) errichtet. Sie hat wohl auch den Kirchenbau, wenn nicht ganz abgeschlossen, doch wesentlich gefördert. Sie war die Freundin der Manesse ²⁾, der Dichtkunst, offenbar auch der historischen Erinnerungen. Ihr würde mithin die Errichtung auch der übrigen Aebtissinnengräber am Besten zugeschrieben, wenn nicht a) die deutsche Sprache der Inschriften für ihre Zeit allzu früh und b) der Ausdruck »die Ander« Mechthild für ihre unmittelbare Vorgängerin Mechthild von Wunnenberg (1255—69) doch gar zu eigen, zu familiär klänge. Oder sollte sie etwa unter »die ander« nicht die zweite Aebtissin dieses Namens, sondern die ihr fernliegende, frühere (vielleicht dem Geschlecht nach nicht mehr bekannte?) Aebtissin des XII. Jahrhunderts (Mechthild von Tirol 1145—53) meinen?

»2. Vorausgesetzt, wir hätten Frau Elisabeth von Wetzikon als Urheberin zu bezeichnen, so kann die Umschrift: EBTISCHEN BVRTIG VON M . . . nur Frau Adelheid von Murghart (1222—27) angehen, denn eine andere Aebtissin, deren Namen mit M anfängt, gibt es vor der Frau von Wetzikon nicht. [Nach ihr allerdings Frau *Elisabeth von Mazingen* (1308—1340) und deren Name ist ebenso lang, als derjenige von Frau Adelheid, so dass der enge Raum, den der Steinmetz zur Verfügung hatte, für den einen Namen nicht besser passt als für den anderen.]

»Unter derselben Voraussetzung wäre ich geneigt die Worte: »DV ANDER MEHTHI(LD) auf die *ältere* zur Zeit der Frau von Wetzikon in ferner Vergangenheit liegende M. von Tirol, im Gegensatz zur nahen Mechthild von Wunnenberg zu beziehen. Allerdings ist die Erklärung »die ander« = die zweite *sprachlich* richtiger; *sachlich* gewiss erstere.

»3. Sind aber die Grabmäler unter einer späteren Aebtissin des XIV. oder XV. Jahrhunderts errichtet — worauf vermuthlich der Stil hinweist — so steht nichts entgegen, an Grabmäler der Frau Elisabeth von Mazingen und Frau Mechthild von Wunnenberg zu denken, was vielleicht das Einfachste ist.«

¹⁾ G. v. Wyss: »Geschichte der Abtei Zürich«, S. 83 und Beilage 21; vergl. auch *Vögelin*: »Das alte Zürich«, 1. Ausg., Note 290, S. 279.

²⁾ A. a. O. S. 83.

Wir unserteils glauben, es sei mit Rücksicht auf den Stil dieser Grabmäler die letztere Annahme als die näher liegende zu betrachten. Beide Steine zeigen die Merkmale der entwickelten Gothik, wie sie — man beachte die lilienförmigen Endungen der Nasen — hier zu Lande im XIV. Jahrhundert sich ausgebildet hatte. Auch der Charakter der Gewandungen und der Inschriften, besonders des zweiten Steines, lässt eher auf die Entstehung im XIV. als zu Ende des XIII. Jahrhunderts schliessen.

Wir wären demnach geneigt, das erste Denkmal für das *Cenotaphium Mechthilds von Wunnenberg* (1255—69) zu halten, wogegen die Frage eine offene bleibt, ob das zweite als *wirklicher Grabstein der Elisabetha von Mazingen* (1308—40), oder gleichfalls nur als ein nachträglich zu Ehren einer längst dahingeschiedenen Aebtissin, der *Adelheid von Murghart* (1222—27) errichtetes *Cenotaphium* zu betrachten sei?

Ohne Zweifel haben diese Grabmäler im südlichen Querschiffe gestanden, wo sich nach *Vögelin's* freilich unverbürgter Mittheilung auch die Cenotaphien Hildegards und Berchtas befunden haben ¹⁾. Es war dies der für den täglichen Chordienst bestimmte Raum ²⁾, wo sich noch heute die (bis vor wenigen Jahren vergitterte) Nonnenempore befindet. Im Bildersturme mögen diese Steine zerschlagen und nachträglich in das Fruchtehaus verbaut worden sein, wie denn auch noch ein steinernes Köpfchen aus dem Kreuzgange des Fraumünsters an der südöstlichen Ecke eingemauert zu sehen war ³⁾. An der nördlichen Langseite des Gebäudes befanden sich zwei Thüren, die eine, östliche, war spitzbogig, mit gothischen Profilen versehen und 1538 datirt, die andere, westliche, im spätern Renaissancestil gehalten, trug die Jahreszahl 1676. Es scheint daraus hervorzugehen, dass im XVII. Jahrhundert bauliche Veränderungen vorgenommen worden sind, und könnten somit bei diesem Anlasse erst die Grabsteine vermauert worden sein, wie denn auch anderweitige Zeugnisse von derartigen Vorkehrungen aus dem damaligen Zeitraume vorliegen ⁴⁾.

Beide Grabsteine, wie die oben genannten Thüren sind im Kreuzgang bei Predigern aufgestellt.

J. R. RAHN.

¹⁾ »Das alte Zürich«, I. Aufl., Seite 100.

²⁾ v. *Wyss*, a. a. O. S. 47 u. f.

³⁾ Andere Masken sind in dem modernen westlichen Flügel des Fraumünster-Kreuzganges vermauert.

⁴⁾ *Mörlikofer*: »J. J. Breitingen und Zürich«, S. 117.

Petite cloche de La Tour-de-Peilz.

Parmi les objets qui présentent quelque intérêt au point de vue de l'histoire et quelquefois à celui de l'art, il ne faut pas oublier les *cloches*; car non-seulement elles portent très-souvent la *date* de leur fabrication, mais aussi les *noms* des donateurs, des parrains ou marraines, du fondeur, etc.

De plus, elles sont ornées d'inscriptions, la plupart religieuses, d'armoiries, de guirlandes et de toutes sortes d'enjolivements accessoires, qui, à défaut de date, peuvent plus ou moins par le style de leur exécution, indiquer l'époque de la fonte.

Une cloche de ce genre existe dans la tour de l'église de la petite ville de La Tour-de-Peilz, près Vevey. Elle n'est pas grande, car elle n'a que 60 cm. de diamètre; mais elle est ancienne, beaucoup plus ancienne que l'église actuelle qui fut bâtie en 1794. Ce qui la distingue, c'est son ornementation qui est particulièrement riche, comme on va le voir.

D'abord, au pourtour supérieur, elle porte sur un fond de fleurs et de feuilles l'inscription : „*Te Deum laudamus*“ et deux fois : „*Ave Maria*“ en minuscules gothiques. Puis en-dessous de ce premier cordon sept figures de personnages et un assez grand médaillon, réunissant différentes scènes de la vie de Jésus-Christ. Nous allons les décrire dans l'ordre où les sujets sont placés, c'est :

- 1° L'évêque St-Théodule, le patron de l'ancienne chapelle;
- 2° La Sainte Vierge avec l'enfant Jésus sur le bras gauche et la colombe du St-Esprit, volant à côté d'elle;
- 3° Un crucifix;
- 4° Une croix tréflée à haute tige accostée de cinq grandes feuilles de chaque côté;
- 5° Le Christ au tombeau (*Ecce homo*), avec les instruments de la Passion, savoir, à gauche, la verge, le marteau et les trois clous; à droite, la couronne d'épines et des tenailles. Puis le coq qui crie (Matth. XXVI, 34);
- 6° L'Annonciation, avec le traditionnel vase de fleurs entre la Vierge et l'Ange;
- 7° Encore l'évêque St-Théodule et enfin
- 8° Le grand médaillon (8 cm. de diamètre) qui mérite une mention spéciale soit à cause du grand nombre de figures qu'il contient (11), soit à cause de son exécution supérieure, soit enfin à cause des scènes plus rarement représentées, qu'il nous montre.

Le médaillon se divise en deux ou trois parties symétriquement arrangées. Le milieu est occupé par une partie du temple de Jérusalem, savoir, deux entrées, une belle balustrade et une espèce de balcon supérieur. Cinq scènes de la vie de Jésus-Christ sont représentées autour, dont trois se rapportent à la *Tentation* (Matth. IV), la quatrième à la *Purification du temple* (Matth. XXI), et la cinquième aux *Miracles* de Jésus-Christ (Matth. XXI).

Le tout est entrelacé de phylactères qui portent en très-petites lettres gothiques, les passages de la Vulgate qui ont trait à la scène représentée :

1° Matth. IV, 3 : „*Si filius Dei es, dic ut lapides isti panes fiant.*“ Jésus-Christ et le Diable au-dessus d'un tas de pierres.

2° Matth. IV, 6 : „*Si filius Dei es, mitte te deorsum.*“ Jésus-Christ et le Diable sur le pinacle du temple.

3° Matth. IV, 9—11 : „*Hec omnia tibi dabo si cadens adoraveris me.*“ Jésus-Christ et le Diable, et dans les airs on voit une très-belle ville. Cette fois le Diable s'en va, ayant reçu de Jésus l'ordre : „*Vade Satana.*“ Satan est vêtu d'une longue robe, mais très-reconnaissable à ses cornes.

Le quatrième scène est tirée de Matth. XXI, 12 et 13 : „*Et intravit Jesus in templum Dei et ejiciebat omnes vendentes et ementes in templo; et mensas numulariorum et cathedras vendentium columbas evertit et dicit eis: Scriptum est: Domus mea domus orationis vocabitur: vos autem fecistis illam speluncam latronum.*“ Jésus, une verge à la main, expulse deux changeurs et renverse un vendeur de pigeons.

La cinquième scène, la moins bien réussie dans la fonte, représente très-probablement le verset suivant : *Et accesserunt ad eum caeci et claudi in templo et sanavit eos.*

Le médaillon paraît exécuté par un vrai artiste du XV^{me} ou du XVI^{me} siècle, et par conséquent, la cloche ne daterait pas de plus loin, quoique certaines autres figures paraissent dater d'un siècle antérieur.

H. O. WIRZ.

382.

Die Saluxer Tafel.

In der Pfarrkirche zu *Salux*, Kreis Oberhalbstein, befanden sich zwei *Glasgemälde*, welche seither durch freundliche Verwendung dem Museum zu Chur als Deposita überlassen worden sind. Bei der traurigen Verwahrlosung, welcher die Tafel, St. Georg vorstellend, schon längst verfallen war, und der auch das Marienbild rasch zur Beute wurde, darf man sich freuen, dass diese Kunstwerke nunmehr eine gesicherte Wohnstätte gefunden haben. St. Georg wurde vor einigen Jahren in Zürich restaurirt, wobei jedoch nur wenige Fragmente des alten Bildes, die Gloriole und Stücke der Kreuzfahne, in das neue Tafelbild herübergenommen werden konnten. Dagegen ist das Marienbild mit Ausnahme der jetzt erneuerten Verbleiung gut erhalten geblieben. Als Motivbild wird es ohne Zweifel durch den kleinen Wappenschild am unteren linken Ende der Tafel charakterisirt, welcher das linke Hinterbein einer Gemse oder Ziege, vielleicht auch des Steinbockes aufweist und im letztern Falle auf ein bischöfliches Ministerialgeschlecht, etwa *de Wannes*, verweisen könnte. Die Figur der Maria steht auf dem Monde und ist bis zu den Knien herab von Sonnenstrahlen eingefasst, wodurch sie als das Sonnenweib der Offenbarung Johannis erscheint. Auf dem Haupte trägt sie die Krone mit neun Spitzen, unter welcher das lange goldene Haar über die Schultern herabwallt; über der Krone die Gloriole. Der blaue Mantel ist in kräftigem Faltenwurfe zusammengefasst und lässt die weisse Tunika nur vom Knie des linken Beines an hervortreten. Auf dem rechten Arme trägt sie das Jesuskind, das sehr frisch aussieht, gekrönt ist und die Kreuzgloriole trägt. Das Haupt der Maria ist wie meist etwas seitlich geneigt und ihr Antlitz zeigt Demuth und Hohheit, wie dies in den Worten »*ancilla domini*« liegt, welche wir auf Münzen des Bisthums Chur finden. Der Hintergrund der Tafel ist eine dunkelrothe Tapete, auf welcher Kornblumen angebracht sind. Da der Stil des Ganzen auf deutsche Schule schliessen lässt, so kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass die Tafel dem Anfange des XVI. Jahrhunderts angehört und unter die Regierungszeit von Bischof Paulus Ziegler fällt. Das Format der Scheibe ist 77 cm. Höhe auf 28 cm. Breite.

Chur, August 1879.

CHR. KIND.

383.

Façadenmalerei in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Lag in den angeführten Beispielen das Interesse der Façadenmalereien in deren *Inhalt*, so war in andern Fällen die Veranlassung zu solchem Schmuck ein *künstlerisches Motiv*. Es handelte sich um Belebung, Ergänzung oder Umgestaltung der wirklichen

Architektur durch die Künste der Malerei. Einfache, geweisste Mauern sollten durch dieselbe zu kunstreichen steinernen Façaden, schlichte Bürgerhäuser zu Palästen umgewandelt werden.

Im Norden bestand die Liebhaberei, zur Belebung der Hausfaçade allerlei Personen auf dieselbe aufzumalen. Unter der Thüre steht der Wirth, der Knecht, der Hausherr, zum Fenster heraus blickt die Frau oder die Magd, hinter einer Balustrade gehen geputzte Herren und Frauen auf und ab, oder sie lehnen sich auf das Geländer des Balkons. Zum Theil mögen diese Figuren als *Vexirbilder* gemeint gewesen sein, dem Beschauer, der sich täuschen liess, und seinen Begleitern zum Spass. In den meisten Fällen aber wollten diese gemalten Personen gewiss für nichts weiter gelten, als für eine heitere und belebte Dekoration. Gerade bei den *bewegtesten* Darstellungen solcher Art, z. B. bei Holbeins »Bauerntanz« (welche Szene auf ein Gerüst vor dem ersten Stockwerk verlegt ist) oder bei dem vom Estrich heruntersprengenden Ritter Curtius war ja eine Absicht auf Täuschung von vorneherein ausgeschlossen. Desgleichen wird der realistische Effekt aufgehoben, wo — wie das im 17. und 18. Jahrhundert Mode wurde — neben die Figuren *Verse* hingeschrieben sind, die die Bedeutung dieser Personen erläutern oder im Namen derselben den Beschauer mit gelehrten Zitaten, Ermahnungen, Warnungen, Beobachtungen, Sentenzen, Witzen u. dgl. unterhalten.

Aber auch abgesehen von solchen figürlichen Darstellungen dienten die Freskomalereien zur Ergänzung und Belebung der wirklichen Architektur. Durch gemalte Ornamente, Festons, Reliefs, Säulen, Giebel, Gesimse, Nischen mit Büsten und Statuen, durch Arkaden und Gallerien wurde oft eine kahle Wand in die reichstgezierte Fläche umgewandelt. Ja, die grossen Meister verstunden es, durch kunstreiche Perspektiven den Schein einer Architektur mit vorspringenden Flügeln, zurücktretenden Säulenhallen, Höfen, Wandflächen u. s. w. hervorzurufen. Besonders kunstvoll war dieses System, wo es sich darum handelte, Thüren und Fenster von ungleicher Höhe durch solche perspektivische Täuschungen unter Einen Gesichtspunkt und damit für den Beschauer auf Eine Linie zu bringen. Und wie mannigfaltige Gelegenheit war nicht zu solchen Kunststücken geboten, wenn man bedenkt, wie oft im Mittelalter nicht nur benachbarte Häuser mit einander zu Einer Wohnung verbunden wurden, deren Façade dann ungleiche Fensterhöhen erhielt, sondern wie man schon beim einzelnen Hause auf Symmetrie im modernen Sinne vollständig verzichtete. Da riefen dann gerade die grössten Schwierigkeiten die grösste und reichste Kunst hervor. Ja man kann sagen, dass durch solche Veranlassung eine Anzahl von *Fantasie-Architekturen* entstanden sind, in denen die kühnsten und schönsten Projekte der Renaissance Gestalt gewannen. Auch hier musste die Dekoration einen Ersatz für so Manches bieten, für das in der Wirklichkeit kein Raum war.

Mit solchen Fantasie-Architekturen wurden dann auch figürliche Motive verbunden, aber nicht an die Wirklichkeit angelehnte oder gar realistisch gemeinte, sondern *statuarische*. Da kamen nach dem Geschmack des Bestellers oder des Malers *Allegorien* aller Art (Abundantien, Viktorien, Genien), die *Tugenden*, die *Planeten* und alle jene Gruppen zur Anwendung, welche die für Dekorationen so bequeme *Vier-, Neun- oder Zwölf-Zahl* repräsentiren: Die vier Elemente, die vier Welttheile, die vier Hauptwinde — die neun Sibyllen, die neun Musen — die zwölf Monate, die zwölf Propheten, die zwölf Apostel, die zwölf Götter, die zwölf Römischen Kaiser etc. etc. Man ging weiter zu Gruppen und Szenen, wo dann die *Mythologie*, die Römische *Geschichte* (in ihrer Vermittlung

durch Valerius Maximus, durch die Gesta Romanorum und Volksbücher), wohl auch die *biblische Geschichte* einen unerschöpflichen Stoff boten. An diese schlossen sich *Lokalgeschichten* und Szenen aus dem gewöhnlichen Leben an: *Genrebilder*, wie der Hochzeitstag, Marktszenen etc. Für die langgestreckten Felder zwischen den Fenstern zweier Stockwerke und für Friese empfahlen sich Sujets, deren Entwicklung in die Breite ging: Kämpfe, Repräsentationen, namentlich aber Aufzüge aller Art: Jagden, Militär-, Opfer-, Hochzeits- und Triumphzüge etc. Gewiss sind manche Kompositionen dieses Genres, die wir jetzt nur durch Kupferstiche kennen, ursprünglich nach Friesmalereien gezeichnet oder für solche entworfen worden.

Was schliesslich das *Technische* dieser Façadenmalereien betrifft, so herrscht hier eine so grosse Mannigfaltigkeit wie in den Darstellungen. Namentlich in Italien begegnet man einer unerschöpflichen Fülle von technischen Motiven. Da wechseln Vollfarbigkeit, theilweise Farbigkeit und Einfarbigkeit, Farbe und Vergoldung, Färbung und Contourzeichnung, Malerei und Sgraffito an verschiedenen Häusern oder wohl auch an den verschiedenen Stockwerken Eines Hauses. Man beachte, wie z. B. die allegorischen Figuren bald als Marmor-, bald als Erz-, als Silber- oder vergoldete Statuen behandelt, bald in vollen Farben und dann wieder in blossen Umrissen ausgeführt sind. Rechnet man zu all' diesem Wechsel noch die Buntfarbigkeit der Wappen, der Festons etc. etc., so erhält man eine Vorstellung von dem Reichthum des auf Hausfaçaden verwendeten malerischen Schmuckes.

Dies die allgemeinen Züge der Façadenmalerei des 15. bis 18. Jahrhunderts. Sehen wir nun, was davon sich auf dem Boden der Schweiz erhalten hat, oder als einst vorhanden nachweisen lässt.

Prof. SAL. VÖGELIN.

Miscellen.

Schon sind 25 Jahre seit der Entdeckung der Pfahlbauten verflossen und noch sind nicht alle Räthsel derselben gelöst. Ein Volk, das man die Kelten nennt und dessen Ursprung auf den Osten unseres Erdtheiles hinweist, ein Volk, das selbst zur Zeit, da das Metall noch unbekannt war, schon Ackerbau und Viehzucht trieb und kunstvolle Gewebe und Stickereien verfertigte, bewohnte dieselben. Warum wurde in den See gebaut, wo das Land noch unbewohnt war? Nicht die wilden Thiere zwangen die Ansiedler dazu, der Mensch ist des Menschen grösster Feind und so wäre die einfachste Lösung: Schutz gegen feindliche Ueberfälle. Aber das schützende Element des Wassers wird im harten Winter zu Eis und verliert damit seinen Schutz, zumal die Niederlassungen meistens in Buchten oder dann in den Untiefen der Seen erstellt sind, welche ja so bald zufrieren. Sind doch Niederlassungen in kleineren Riedtseen, wie Niederwil und Heimenlachen, erstellt worden, welche auch nach der Anlage der Niederlassung fast keinen Schutz gegen eine Ueberrumpelung boten. Wenn der schweizerische Pfahlbauer schon die heilige Gerste der Perser und Aegypter anbaute, wenn er aus Südeuropa den wildwachsenden Flachs einfuhrte und hier kultivirte und damit zugleich auch Leinunkraut (*Silene cretica* L.) erhielt (siehe hierüber die Pflanzen der Pfahlbauten von Herrn Prof. Heer), so ist dies wohl auch ein Beweis, dass die Kolonisten hier nicht so abgeschieden lebten, sondern dass offenbar ein reger Tauschverkehr mit den Bewohnern der Mittelmeerländer bestand. Ein fernerer Umstand beweist noch die regen Handelsverbindungen oder aber die weiten Wanderungen des vorhistorischen Menschen. Den Fundort der Steinbeile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit kennt man, wie dies Herr Prof. Dr. H. Fischer in Freiburg (Baden) im Märzheft 1879 des »Korrespondenzblattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte« nachweist, bis jetzt noch nicht. Um die Herkunft und die Verbreitung dieser edeln Steinarten zu ermitteln, setzte sich der genannte Forscher mit Herrn A. Damour, Mitglied der Akademie in Paris, in Verbindung, welcher zuerst eine »korrekte Unterscheidung der Mineralien Jadeit und Chloromelanit vom Nephrit« vornahm und über die grosse Verbreitung der Beile aus Jadeit und Chloromelanit in Frankreich Auskunft gab. Herr Prof. Dr. Fischer that dies seinerseits mit einer

grossen Zahl deutscher und ausländischer mineralogischer und archäologischer Museen und erhielt so das schätzbare Material zur Untersuchung; ebenso erhielt er direkte Sendungen von Nephrit aus China und durch Vermittlung aus Sibirien. Es ergibt sich als Resultat der Untersuchung, dass der in den schweizerischen Pfahlbauten und Westeuropa überhaupt gefundene Nephrit am nächsten dem sibirischen Nephrite steht, vom rohen Jadeit sind nur Funde ebenfalls im fernen Asien (südwestliche Provinz Yunnan in China und Thibet) bekannt, während vom rohen Chloromelanit absolut auf der ganzen Erde kein Fundort bekannt ist. Einzelne Forscher nehmen an, dass sich vielleicht in den Alpen ein Fundort für diese Mineralien vorfinden möchte, bis jetzt ist aber in denselben nicht der kleinste Splitter davon gefunden worden. Herr Prof. Fischer schreibt hierüber Folgendes:

»Nach allen Erfahrungen, die sich mir an die Durchforschung so vieler europäischer Museen knüpfen, will es mir am allerehesten scheinen, als ob das Material für diese Jadeit- und Chloromelanit-Beile und Scarabäen aus mineralogisch noch gar nicht oder ganz wenig durchforschten Ländern, z. B. gewissen Theilen Afrikas, Asiens herstamme, und wenn man auch nach Jahrzehnte lang fortgesetzten Forschungen nichts davon finden sollte, so möchte ich fast noch lieber meine Zuflucht zu jetzt menschenleeren Erdstrecken oder dergleichen nehmen, als zu den Alpen.« (»N. Z. Z.« No. 315, 9. Juli.)

Eine Waldmann-Reliquie nennt sich eine von Herrn *L. Clericus* in der Vierteljahrsschrift des »Deutschen Herold«, Mai 1879, veröffentlichte sehr verdankenswerthe Arbeit, die auch in Separatabzug erhältlich ist. — Der Text — das Leben Waldmanns mit viel Geschick in kurzem Abrisse vorführend — enthält für Schweizer natürlich wenig Neues, mit Ausnahme einer Stammtafel der Familien Schweiger-Waldmann. — Veranlassung und Hauptobject dieser Arbeit aber ist das im Besitze von Frau *Ida v. Keller* geb. Lavater befindliche Halsband *Waldmanns*, ein altes Erbstück der Familie Keller vom »Steinbock«. Das schwarze mit Goldfaden geränderte Band von 2,8 cm. Breite und $64\frac{1}{2}$ cm. Länge ist mit 39 vergoldeten Liebesknoten besetzt. Zwei reich gezierte, je $7\frac{1}{4}$ cm. lange Schlossglieder vereinigen das Band mit einem prächtig gearbeiteten, vergoldeten, theilweise emallirten Medaillon, das Waldmanns Wappen enthält. — Dieses äusserst interessante Kleinod ist der Schrift in gelungenem grossem Lichtdrucke beigegeben. — (Eine beschränkte Anzahl Exemplare kann auf dem Bureau der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich zu Fr. 1. 25 per Stück bezogen werden.) H. Z.-W.

Die im »Anzeiger« Nr. 3, S. 940 enthaltene Nachricht über die Versteigerung der *Glasgemälde von Gorgier* ergänzend, schreibt uns Herr Dr. *A. Brière* in Yverdon: »*Le vitrail d'Yverdon* représente les armes de la ville entre deux guerriers debout: datte Anno 1583 avec le monogramme H. W. Jusqu'ici je n'ai pu découvrir d'où venait ce vitrail ni le nom du peintre. En 1557 le conseil avait décidé de faire mettre à l'Hôtel de ville des fenêtres coloriées et armoriées et s'adressa pour les avoir aux baillis anciens et modernes, aux principales familles bourgeoises et aux seigneurs du voisinage. De temps à autre on en trouve quelque fragment: c'est probablement lors de la reconstruction de l'Hôtel de ville en 1770.«

Holbeins Madonna von Solothurn. Durch gütige Vermittlung des Herrn Staatschreiber *Aniet* ist uns der folgende »Auszug aus dem Gemeinderaths-Protokoll der Einwohnergemeinde Solothurn vom 18. Juli 1879« zur Kenntniss gelangt: »Mit Bericht vom 16. dies Monats macht die Gemeinderaths-Commission die Anzeige, dass der hiesige Kunstverein dringendst eine Regulirung bezüglich der Abzahlung der Forderung der Familie *Zetter* für das Holbeinische Madonnabild ansuche, wofür die Summe von Fr. 12,000 gefordert und betrieben sei. Die Gemeinderaths-Commission habe in Folge dessen mit dem Kunstvereine einen Vertrag verabredet mit folgenden Bedingungen: 1. Die Einwohnergemeinde Solothurn ist Willens, in den Vertrag des Kunstvereines mit der Familie *Zetter* bezüglich des Holbeinischen Madonnabildes vom 9. Oktober 1869 an die Stelle des Ersteren einzutreten und seine daherigen Verpflichtungen gegenüber benannter Familie zu übernehmen unter der Bedingung, 2. dass der Kunstverein in theilweiser Modifikation seines Vertrages mit der Stadtgemeinde Solothurn vom 28. März 1852 der Einwohnergemeinde das unbeschränkte und volle Eigenthumsrecht an der Gemälde-Sammlung (dermalen im Stadthause befindlich) und zwar einschliesslich der Holbeinischen Madonna anerkennt und einräumt, wogegen er dem Kunstverein die im Vertrage vom Jahr 1852 zugestandene Benutzung und Aufsichtsrechte über benannte Gemälde-Sammlung für die Dauer seines Bestandes zusichert, und 3. seinerseits erklärt, dass er diese Sammlung als eine öffentliche, unveräusserliche städtische Sammlung erkläre, und sobald es aus finanziellen oder anderen Rücksichten thunlich erscheint, seiner Verpflichtung zur Erstellung resp. Anweisung eines geeigneten Aufstellungs- und Aufbewahrungsortes nachkommen werde. Der Gemeinderath ertheilt obigem Vertrage mit dem Kunstvereine die Genehmigung. Der Stadtschreiber: *J. B. Kieffer*.«

Zur Strafjustiz des XVII. Jahrhunderts. In Aarau wurde am 29. Juli 1618 der Metzger Gabriel Iberg wegen Betrunkenheit und »üblem Schwören« verurtheilt, dass er vom Lorenzthor bis zum Stadtbachkännel alle Nesseln im Hirschengraben ausreuten und nachher in den Sumpf beim Lorenzthor legen müsse, und wenn er das nicht thue, so solle ihm der Ganskragen angelegt werden. (»Tagbl. d. Stadt Zürich« Nr. 186.)

Letzter Tage wurde von einem jungen Schweizer auf dem *Basalttuff* der Veste *Hohentwiel* ein interessanter Fund aus der Steinzeit gemacht. Derselbe besteht in einem durchbohrten Stein (1 Cm. lang und 1 □ Cm. Durchmesser), welcher offenbar seiner Zeit als Schmuckgegenstand gedient hat. Ein analoges Exemplar dieses Schmuckes befindet sich von der Pfahlbaute Robenhausen in der Sammlung der »Antiquarischen Gesellschaft« in Zürich. Es ist dieser Fund um so wichtiger, als vor einigen Jahren ebenfalls auf Hohentwiel ein sehr schöner sogen. Kommandostab (durchbohrtes Steinbeil, auf der einen Seite Hammer, auf der anderen Beil) gefunden wurde und sich nun in dem Rosgarten-Museum von Konstanz befindet. Bekanntlich hat der verdienstvolle Geologe und Alterthumsforscher Hr. Prof. *Fraas* in Stuttgart auf anderen Bergrücken des Königreiches Württemberg ebenfalls die unzweideutigen Spuren ehemaliger keltischer Niederlassungen gefunden, wie dies im Kanton Zürich seiner Zeit auf der Höhe des Irchels (siehe »Mittheilungen der zürcher. Antiquar. Gesellschaft«, Bd. VII, 4) der Fall war. Der Alterthumsforscher kann auch den kleinsten Fund nicht gering schätzen, denn aus dem unscheinbaren Material ergibt sich schliesslich bei fortgesetzten Beobachtungen ein richtiger Einblick in schon längst verschwundene Zeiten, deren Dokumente oft einzig Steine und Scherben bilden. Das Studium der Kulturgeschichte der Menschheit bleibt aber immer eine des Forschers würdige Aufgabe. Es lehren diese Funde auf's Neue, unseren Molasse- und Jurabergen auch in dieser Beziehung vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. (»N. Z.-Z.« Nr. 425.)

Gallusstein bei Arbon. Im Feuilleton der »N. Z.-Z.« vom 20. Sept. 1879 wird über die Verhandlungen des Bodenseegesellschaftsvereins in seiner Versammlung zu Arbon (14. und 15. September) Bericht erstattet und in demselben angeführt, dass bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten des Ortes die Frage aufgeworfen worden sei, ob der sogenannte Gallusstein in einer Nische neben der Thür der St. Galluskapelle zu den sogenannten Schalensteinen zu zählen, mithin als ein Denkmal aus der Urzeit zu betrachten sei. Der Berichterstatter spricht den Wunsch aus, es möchte dieser Stein, auf dessen Oberfläche zwei Vertiefungen, die seit jeher als Fussindrücke des heiligen Gallus angesehen und verehrt werden, von einem Sachkundigen untersucht und entschieden werden, ob dieselben wirklich durch Menschenhand entstanden seien. Der Schreiber dieser Zeilen, der nahezu alle bisher in der Schweiz bekannt gewordenen eigentlichen Schalensteine gesehen, auch die erheblichsten unter denselben in den »Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich«, Bd. XIV, beschrieben und den Gallusstein oftmals genau betrachtet hat, ist fest überzeugt, dass die Alterthumsforscher es hier mit keinem künstlich bearbeiteten Gegenstande, mit keinem Monumente der genannten Art zu thun haben, da denselben alle Merkmale eines solchen abgehen. Erstlich ist der Stein ein erratic Block, ein Hornblendeschiefer, viel kleiner als alle bisher im intakten Zustand zum Vorschein gekommenen Schalensteine, welche offenbar nicht von ihrem Standpunkt entfernt werden sollten. Ferner, und das ist der Hauptumstand, der gegen die Behauptung einer monumentalen Bestimmung spricht, sind die Vertiefungen grösser als die gewöhnlichen Schalen und durchaus nicht rundlich, nicht trichterartig, sondern länglich, eckig und inwendig abgeglättet; man kann mit Sicherheit annehmen, dass diese Vertiefungen Auswaschungen sind, welche auf dem Steine wahrscheinlich schon vor dem Transporte auf dem Gletscher vorhanden waren, aber durch häufiges Betasten seit seiner Versetzung vom Seerande an seinen jetzigen Standort, namentlich in der Innenseite etwas umgestaltet worden. Die kleineren Grübchen, welche zur Seite der vermeintlichen Fussritte in grosser Zahl zu sehen sind, mögen während seines langjährigen Aufenthaltes am Strande durch die Einwirkung des Regens und des Wellenschlages entstanden sein. Dergleichen Erosionen sind an den Ufern unserer Seen auf einer Unzahl von Steinen zu bemerken.

In Skandinavien ist das Vorkommen solcher Fussritte, die aber wirklich künstlich sind, keine Seltenheit, aber dieselben sind neben einander gestellt, während die Tritte auf dem Gallussteine, von denen einer gar nicht die Form eines Fusses hat, hinter einander stehen, so dass angenommen werden müsste, der heilige Gallus habe seine Füsse hier im Schreiten eingedrückt.

F. K.

Kleinere Nachrichten.

Aargau. In der *Klosterkirche* von *Wettingen* hat man bei Anlass der jüngsthin vorgenommenen Restauration der *Chorstühle* an der hintern südlichen Reihe auf der Fronte einer Sitzwange die Initialen IG (auf der folgenden Sitzwange ein quadrirter Schild mit zerstörtem Wappen) und beim Bilde der hl. Katharina auf

der Attica in der nordwestlichen Ecke das bisher ebenfalls unbeachtete Datum 1604 gefunden. Das letztere steht nebst der Beischrift S. CATRINA in dem aufgeschlagenen Buche verzeichnet, welches die Heilige hält. Bisher war nur das Datum 1603 bekannt, das sich in der südwestlichen Ecke unter dem Bilde des hl. Georg befindet.

Bern. Die Herren *B. Haller* und *E. v. Fellenberg* haben die zahlreichen Fundstücke aus römischer und späterer Zeit, welche bei den auf ihre Kosten veranstalteten Nachgrabungen im *Engewald* zu Tage gefördert worden sind, der antiquarischen Sammlung auf der Berner Stadtbibliothek geschenkt. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 163.) Am 9. August ist die Einweihung des neuen *Kunstmuseums* in *Bern* vollzogen worden. (Vgl. auch »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 185.) — Neulich fand ein Fischer bei *Locras* (Lüscherz) im Bielersee eine zweischneidige Streitaxt aus reinem Kupfer, die mehr als 5 Kilogramm wiegt. In der Mitte ziemlich dick und massiv, verbreitert sie sich symmetrisch gegen die beiden Enden hin zu elegant ausgearbeiteten Schneiden von 12 Cm. Breite. Ähnliche Stücke scheinen schon früher in Dänemark gefunden worden zu sein. (»N. Z.-Z.« Nr. 465.)

Glarus. »Bei der Station *Nidfurn-Haslen* stiess man beim Bau der Verbindungsstrasse auf die Fundamente der *S. Wendelskapelle*, die zur Zeit der Reformation zerstört wurde und an welche sich eine historische Anekdote knüpft. Das benachbarte Dorf Zusingen soll nämlich den Namen davon haben, dass vor der Reformation dessen Bewohner zu der genannten Kapelle »zu singen« gingen.« (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 160.)

Luzern. Im »Luz. Tagbl.« wird die Behauptung widerlegt, dass das Thorwaldsen'sche Löwendenkmal dem Untergange verfallen sei. (Vgl. »Allg. Schw. Ztg.« Nr. 196.) Im letzten Herbst fand eine sorgfältige Untersuchung und Restauration des Monumentes durch Mitglieder des luzernischen Kunstvereins und Bildhauer *Amlehn* von Sursee statt. Letzterer hat unter Aufsicht des Kunstvereins einige Defekte angebessert und auch die Wasserableitung neu erstellt. Dass übrigens alle Verbesserungen am Monumente nur mit äusserster Sorgfalt, von Künstlerhand und unter sachverständiger Kontrolle ausgeführt werden dürfen, liegt wohl auf der Hand; denn der »Löwe von Luzern« wird auch als Ruine immer noch schöner sein, als wenn eine moderne Tünche die vorhandenen Defekte verdecken würde. Aus einer officiösen Kundgebung des Stadtrathes von Luzern geht hervor, dass Herr *Dr. Stierlin* schon seit mehreren Jahren damit beschäftigt sei, ein wirksames Mittel ausfindig zu machen, um der Verwitterung des Felsens vorzubeugen, in welchen das Löwendenkmal eingemeisselt ist. Letztes Jahr wurden Versuche gemacht, das Monument durch Verkieselung des Sandsteins vor Verwitterung zu schützen. Der Erfolg dieser Proben müsse nun vor Allem abgewartet werden. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 199.)

Neuenburg. Aus *Cortailod* meldet der »Vignoble«, dass die HH. *Bertrand Perrenoud* und *François Ador* beim Fischen im Neuenburgersee einen Grundpfahl aus der Steinzeit entdeckten, der 1,65 Meter hoch und dessen Form eine äusserst merkwürdige ist. Dem genannten Blatte zufolge dürfte dieser Fund ein neues Licht in die Forschungen über jene Zeitepoche werfen. Der betreffende Pfahl, aus Fichtenholz, bildet eine von einem Kapitäl überragte Säule, unter dessen Rand sich fünf vollkommen geschnittene, ziemlich grosse Oeffnungen befinden, die mit andern an der Randleiste des Piedestals befindlichen korrespondiren. Das Kapitäl hat konische Gestalt, der mittlere Theil wurde mit dem Steinbeil gerundet, der zylinderische Sockel ist senkrecht gestellt, so dass die Finder ein Götzenbild aus jener Epoche vor sich zu haben glauben. Das interessante Fundstück verbleibt in dem Museum von Boudry. Die Ansichten der Notabilitäten auf dem Gebiete der Alterthumskunde über die Bedeutung der Holzsäule gehen zwar noch auseinander. Die Einen sind der Meinung, die Säule habe zum Anbinden der Schiffe gedient, Andere glauben eine Vorrichtung vor sich zu haben, mit welcher unsere Vorfahren ihre starken Bogen krümmten. Diese Ansicht scheint allerdings viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. (»N. Z.-Z.« Nr. 451.)

Obwalden. In *Kerns* wurde laut »Obw. Volksfreund« kürzlich das aus dem Jahre 1492 stammende Bild des Bruder Ulrich im Mösli, Bruder Klausens Gesell, wieder aufgefunden und in das Museum zu Sarnen gebracht, wo es besichtigt werden kann. Im obgenannten Jahre wurde in der Kapelle zu S. Niklausen ein gothischer Hochaltar gebaut. Auf einen Flügel desselben war Bruder Ulrich gemalt. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 160.)

St. Gallen. Im Archiv der Ortsgemeinde St. Gallen findet sich eine Bildersammlung, *Pinacotheca Sangallensis* betitelt und von dem bekannten St. Gallischen Maler *Hartmann* angelegt. Der Verwaltungsrath soll nun laut »St. Galler Ztg.« beschlossen haben, dieselbe fortzusetzen und einen Aufruf zur Lieferung von Beiträgen: städtischen Veduten und Porträten hervorragender Bürger, an dieselbe zu erlassen. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 189.) Das »St. Gall. Tagbl.« schreibt: »Es ist bekannt, dass vor vier Jahren auf Anordnung des katholischen Administrationsrathes das Handschriftenverzeichnis der hiesigen Stiftsbibliothek im Druck erschienen ist. In gleicher Weise hat nun die Behörde die Herausgabe eines *Kataloges der in der Stiftsbibliothek befindlichen Incunabeln* — zirka 1650 Bände — beschlossen. Die Abfassung desselben hat wieder der durch seine treffliche Herausgabe des *Manuscripten-Kataloges* berühmte *Prof. Dr. Gustav Scherer* übernommen und soll die Drucklegung bereits begonnen haben.«

Schaffhausen. Letzte Woche hat eine kleine Gesellschaft, unter welcher sich auch der Schreiber dieser Zeilen befand, unterstützt durch die gütige Erlaubniss von Hrn. Ständerath Müller in *Thayngen*, den Versuch gemacht, unmittelbar vor dem Eingang des Kesslerloches Nachgrabungen vorzunehmen. Leider war der Erfolg negativ. Die in Angriff genommene Stelle, welche dem Wasser keinen natürlichen Wasserabfluss (auf äusserst geringe Tiefe) gestattete und die losen Trümmer des Jura, wodurch sich unterirdisch gleichsam ein Bassin bildete, sind die Ursachen hievon. Ich will nicht sagen, dass eine Untersuchung dieser Stelle unmöglich ist, aber sie ist jedenfalls nur mit grossen Opfern ausführbar; zudem ist es doch noch ungewiss, ob dann das Unternehmen mit Erfolg gekrönt wird. Alle solche Nachgrabungen gleichen einer Lotterie, aus welcher man am besten thut, eine Niete mit Humor zu ertragen. Schliesslich fand sich in der Höhle selbst noch ein zirka 45 Cm. langes Renthiergeweih, aus welchem kunstgerecht mit dem primitiven Feuerstein Werkzeuge herausgeschnitten waren; ebenso Reste von Alpenhasen etc. (»N. Z.-Z.« Nr. 430.)

Nach Schluss dieser antiquarischen Exkursion wurde noch einer Kiesgrube nahe der Strasse von *Thayngen* nach *Schaffhausen* ein Besuch gemacht. Wenn das hauptsächlichste Material vom Rheingletscher hierher getragen worden ist, so findet man doch (wofür mir ein kundiger Begleiter den Beweis leistete) hier noch Diluvium aus dem Kanton *Solothurn* (brauner Jura, seiner Zeit durch das Tertiärmeer nach Norden und zur Eiszeit hierher gebracht) und Basalte aus dem *Höhgau*. Ebenso wurde in einem Steinbruche ein hübsches Ammonshorn gefunden, ein im weissen Jura seltener Fund. Es ist also diese Kiesgrube ein Sammelpunkt sehr verschiedener Mineralien.

Tessin. Der »Schweizer Grenzpost« wird (Ende Juli) geschrieben: Dieser Tage wurde in *Giornico* ein werthvoller historischer Fund gemacht. Bei Reparaturen in der ehemaligen Wohnung der berühmten Familie *Stanga* wurde hinter einem Getäfel das lebensgrosse, angeblich in Fresco gemalte Bild des ausgezeichneten Truppenführers *Stanga* aufgedeckt, dessen hauptsächlichstes Verdienst der Sieg bei den »*Sassi grossi*« (*Giornico* 28. Dez. 1478) gewesen ist. Ganz in Schwarz gekleidet hält *Stanga* (wie Herr Oberst *Am-Rhyn* berichtet) mit der Linken den Degengriff, mit der Rechten hat er sein Koller in die Höhe geschoben, um die an der rechten Lende befindliche Todeswunde zu zeigen. Das Haus ist ohne Zweifel *Stanga's* gewesen, wofür ausser der Tradition auch die folgende, 1659 datirte Inschrift spricht, die sich nebst dem Wappen der *Stanga* am *Kamin* befindet: »Nostra antiqua domus Stangorum tenet hoc insigne decorum.«

Aus dem *Livinthal* wird der »Grenzpost« geschrieben: Beim Bau der *Gotthardbahn* wurden in jüngster Zeit, besonders in der Gemeinde *Lavorgo*, so viele Grabalterthümer aufgefunden, dass sachkundige Männer sich endlich aufmachen sollten, um Licht in diese Verhältnisse zu bringen. Die Gräber sind meist Plattengräber und enthalten Waffen und andere Gegenstände als Beigaben. In *Faido* gibt Herr Oberst *Am-Rhyn* alle nur wünschbaren Aufschlüsse. — Am 31. v. Mts. (Juli) wurde in *Lavorgo* neuerdings ein Gräberfund gemacht und zwar auffallender Weise ein sog. Massengrab. Es befanden sich in demselben sieben Schädel, von denen einer noch vorzüglich gut erhalten ist und eine ausserordentliche Grösse zeigt. Das Grab war 1,70 Meter lang, 1 Meter breit, 0,80 Meter hoch und lag nur 0,30 bis 0,40 Meter unter der Erdoberfläche, in Richtung und Ausstattung ganz gleich wie die früher entdeckten Gräber. Durch die *Gotthardbahnbauten* ist jetzt konstatiert, dass die Römer bis hinauf zur *Daziograndeschlucht* vorgedrungen sind. (»N. Z.-Z.« Nr. 374.)

Waadt. Die Nachgrabungen, welche unter Leitung des Herrn *Morel-Fatio* in einer schon früher durchsuchten Gegend bei *Corcelettes* unweit *Grandson* vorgenommen werden, haben neuerdings zur Auffindung eines grossen Kahnes aus der vorgeschichtlichen Zeit geführt, der noch ziemlich gut erhalten ist. Das Fahrzeug besteht aus einem ausgehöhlten Fichtenstamme, ist 30 Fuss lang, $2\frac{3}{4}$ Fuss breit und von gefälliger Form. Das Hintertheil des Kahnes ist beschädigt, dagegen das Vordertheil wohl erhalten. Es endigt dasselbe in eine Spitze mit Verzierung und in einen vorspringenden Rand, der in Form einer Bank in der Dicke des Holzes angebracht ist. Der Transport nach *Lausanne* erforderte die grösste Vorsicht. Dort soll der Kahn im Museum untergebracht werden. (»Allg. Schw. Ztg.« Nr. 191.)

Wallis. Der Staatsrath von *Wallis* ist von etlichen Leuten, die schon lange gegen den Vandalismus angekämpft haben, mit dem in unserer aufgeklärten Zeit gegen die Zeugen vergangener Tage verfahren wird, veranlasst worden, eine »archäologische Kommission« niederzusetzen, an deren Spitze der treffliche Maler *Ritz* steht. Diese Kommission hat die Aufgabe, alle interessanten Alterthümer, die das *Wallis* noch besitzt, dem Lande zu erhalten und dieselben, soweit sie sich hiezu eignen und die vorhandenen Mittel reichen, für ein in *Sitten* zu gründendes *kantonales archäologisches Museum* zu erwerben. Besonderes Augenmerk wird gemalten Glasfenstern, Gemälden auf Holz, alten Skulpturen, Arbeiten in Elfenbein, Gravuren auf Holz oder Kupfer, Münzen und Medaillen, Waffen und Rüstungen, Dokumenten, Manuskripten und Büchern mit Miniaturen und Bildern, Fahnen und Standarten, keltischen und römischen Gräberfunden, alten Mobilien, Werkzeugen etc. zugewendet. In einem uns vorliegenden Anrufe spricht das Komite den Wunsch aus, es möchten diejenigen Personen, welche

solche Gegenstände besitzen, aber nicht zu veräussern gedenken, ihm dieselben unter Garantie des Staates zur Aufstellung im archäologischen Museum anvertrauen. — Es ist höchst erfreulich, dass selbst in Kantonen wie Appenzell I.-Rh. und Wallis den Leuten in dieser Beziehung ein Licht aufgeht. (»N. Z.-Z.« Nr. 331, 18. Juli 1879).

In der Schlosskapelle auf *Tourbillon* bei Sitten sollen unter dem starken Putze, auf dem sich die bisher bekannten Wandgemälde befinden, noch Reste älterer dekorativer Malereien zum Vorschein gekommen sein.

Zürich. Der Regen der letzten Tage (Anfang Juli) hat in einer kleinen Kiesgrube bei dem Kohlenwerk *Schöneich* einen Erdrutsch verursacht, in Folge dessen Knochen und ein grosses zweischneidiges Schwert zu Tage traten. Die Untersuchung der Stelle ergab weitere interessante Funde, als: eine wohl erhaltene eiserne Lanzenspitze und eine Schildbuckel, ebenfalls von Eisen. Es war das Grab eines Alemannen. Auch in einer Kiesgrube zu *Robenhausen* wurden Theile eines menschlichen Skelettes gefunden, das gleichfalls aus der alemannischen Epoche stammt. (»N. Z.-Ztg.«)

Wetzikon, 9. Juli. Schon wieder ist in der Kiesgrube zu Robenhausen ein Grab aufgedeckt worden. Dasselbe war zirka 12 Meter von dem letzter Tage aufgefundenen entfernt. Der Schädel ist noch wohl erhalten, leider fehlen aber weitere Beigaben. Trotz der geringen Tiefe, in welcher das Skelett (zirka $\frac{1}{2}$ Meter) lag, lässt sich auf ein hohes Alter des Fundes schliessen. Der Gräberfund von Schöneich ist von dem Besitzer desselben, Herrn *Ferdinand Bertschinger*, sofort der Sammlung der »Antiquarischen Gesellschaft« in Zürich übermittleit worden. Es ist dies um so verdankenswerther, als oft ähnliche Funde theils aus Unkenntniss zerschlagen oder sonst verschleppt werden, womit der Kenntniss unserer ältesten Landesgeschichte nicht gedient ist. (»N. Z.-Ztg.« Nr. 317.)

Neueste antiquarische und kunstgeschichtliche Literatur die Schweiz betreffend. *)

Das alte Zürich von S. Vögelin, II. Aufl., Lfg. V. Zürich, Orell Füssli & Co.

Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern. 1879. Beiträge zur Geschichte der Kunst und des Kunsthandwerks in Bern im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Herausgegeben von der Bernischen Künstlergesellschaft zur Eröffnung des Kunstmuseums. Bern, J. Dalp (K. Schmid) 1879.

Die Glasgemälde im Rathhause zu Luzern. Luzern, Buchdruckerei von Gebr. Rüber, 1879.

Meyer, Karl. Das geistliche Schauspiel des Mittelalters. Basel, Schweighauser.

Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. Neue Folge, 7. Heft (der ganzen Folge XVII). St. Gallische Geschichtsquellen. Neu herausgegeben durch *G. Meyer v. Knonau*. IV. Continuatio casum sancti Galli. Conradi de Fabaria continuatio casum sancti Galli. St. Gallen, Huber & Co. (F. Fehr) 1879.

Musée Neuchâtelois. Juillet, *W. Wavre*: Une Statuette romaine à Auvernier.

Das Museum auf dem Rathhause in Zug. Separatabdruck aus dem Feuilleton der »Neuen Zuger Zeitung« (Nr. 41—56, von Regierungssecretär *A. Weber*). Zug, Druck von J. Elsener 1879.

La Rose de la cathédrale de Lausanne. Par *J. R. Rahn*. Mémoire traduit de l'allemand par *William Cart*. Lausanne, Georges Bridel.

Die Schützenkapelle auf der Zuger Allmend (von Pfarrhelfer *Wikart*). Zug, Buchdruckerei Elsener.

»Zuger Volksblatt« Nr. 59, 61 und 62. Die Oswald-Legende.

*) Das Verzeichniss der neuesten Literatur geben wir, ohne die Verantwortlichkeit für eine vollständige Aufzählung der jeweilig erschienenen Werke übernehmen zu können. Wir erlauben uns daher, an die Herren Autoren und Verleger, in deren Interesse es liegt, ihre Veröffentlichungen in weiteren Kreisen bekannt zu wissen, die Bitte zu richten, unsere Verzeichnisse durch gefällige Mittheilungen vervollständigen zu helfen.

Titel und Inhaltsverzeichniss zu dem mit No. 4 (1879) abschliessenden dritten Bande des »Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde« folgen mit nächster Nummer

Redaction: Prof. Dr. J. R. RAHN in Zürich. — Druck von J. HERZOG in Zürich.

Fig. 1.

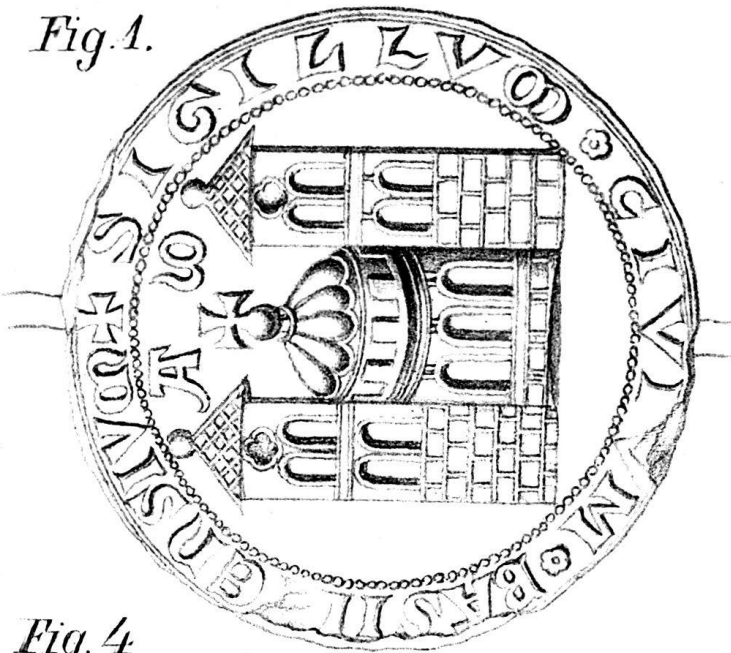


Fig. 3

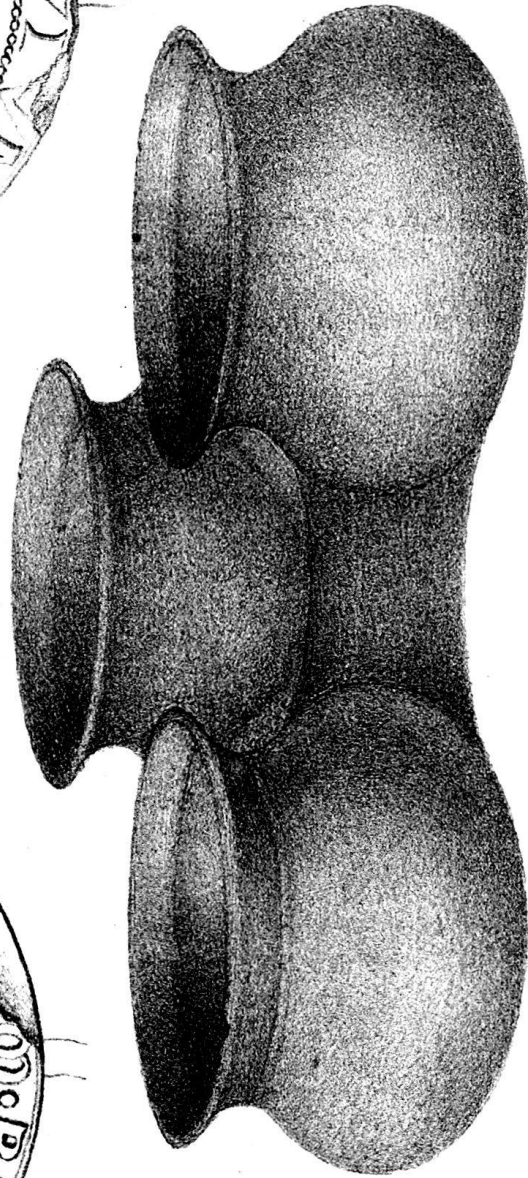


Fig. 4

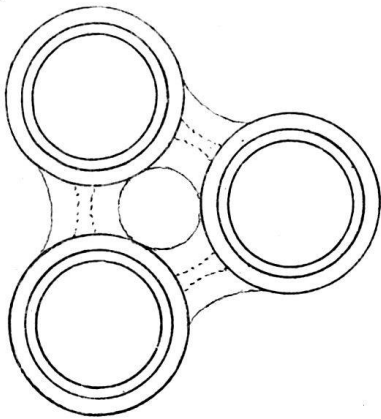
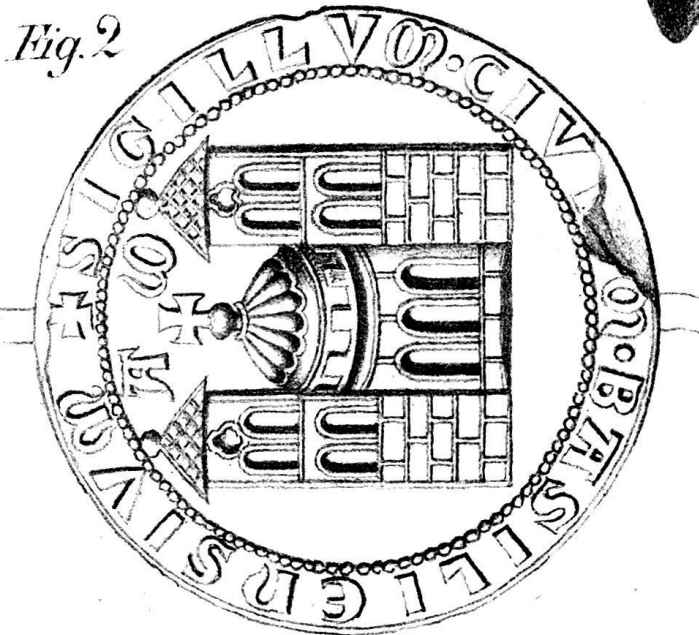


Fig. 2



42

